

H O R T U S H I S T O R I A
S I L V A T A R O U C A

KRONIKA

FRANTIŠEK JOSEF II.
(1858-1936)

PULCHERITO – O KRÁSNU



www.arboram.cz

PRŮHONICE
2018

H O R T U S H I S T O R I A

SILVA TAROUCA FRANTIŠEK JOSEF II.
1858-1936 Čechy pod Kosířem

SILVA TAROUCA ARNOŠT EMANUEL
1860-1936 Průhonice

H O R T U S H I S T O R I A
S I L V A T A R O U C A

KRONIKA

FRANTIŠEK JOSEF II.
(1858-1936)

PULCHERITO – O KRÁSNU



www.arboram.cz

PRŮHONICE
2018

**Jeden z velmi významných publikací – RUKOPISŮ –
je KRONIKA/LETOPIS**

Pro studium díla Františka Josefa II., je velmi důležitý rukopis, který si stejně jako jeho bratr Arnošt Emanuel – průběžně psal. Je obtížné určit, kdy byl tento LETOPIS Ú KRONIKA napsána. S určitostí byl ukončen neočekávaným úmrtím v roce 1936 (kdy shodou okolností zemřel i bratr). Rukopis (psaný strojem) má členění kapitol, pro pojmenování celého – byl určen nadpis první kapitoly, který je hlavní myšlenkou tohoto poselství.

A nyní – ADIEU – můj čtenáři a pozorný čtenáři.

Kunst ist und bleibt das Eine: die Darstellung des Schönen

Umění je a zůstane zobrazením krásna

Einleitung	<i>Úvod</i>	6
Erster Abschnitt: Die Wege	<i>Prvá část: Cesty</i>	10
A.	Also erstens: Die Landschaft diktiert den Weg <i>Především: Krajina určuje cestu</i>	10
B.	Zweitens: Der Weg beeinflusst den künstlerischen Eingriff in die Landschafterscheinung <i>Rovněž: Cesta ovlivňuje umělecké pojetí krajinářské tvorby</i>	23
Zweiter Abschnitt: Das Wachstum	<i>Druhá část: Růst</i>	27
A.	Dieses Büchlein wäre für die Katze geschrieben <i>Tato knížечka byla pro kočky napsána</i>	44
B.	Wachsen: Was ist das? Weisst Du's? Ein paar Winke: 1. Art; 2. Form; 3. Grösse; 4. Standort <i>Růst: Co to je? Zdalipak to víš?</i> <i>Pár hledisek: 1. druh; 2. forma; 3. velikost; 4. stanoviště</i>	53
Dritter Abschnitt: Die Pflanzung	<i>Třetí část: Výsadby</i>	71
A.	Wie <i>Jak</i>	72
B.	Was <i>Co</i>	78
C.	Wo <i>Kde</i>	83

Einleitung

ES GIBT so ein paar Dinge, die viele brave Leute auch ohne Unterscheidung zu verstehen überzeugt sind. Dahin gehört Kutschieren, Denken und Landschaftsgärtnern.

Ich bitte um Vergebung, wenn der Ausdruck nicht hübsch ist. Es steht mir oben leider kein besserer zu Gebote, um jenem wundervollen Arbeitszusammenhange einen Namen zu geben, der, seiner Eigenart nach eine bildende Kunst, der Malerei, der Plastik – der Architektur ebenbürtig sich anreihet, sie in mancher Beziehung übertrifft und vereinigt.

Um seiner Kürze willen werde ich hier des öftern das Wort „Park–Kunst“ gebrauchen, aber offen gestanden, nur mit schlechtem Gewissen. Es deckt sich nicht ganz restlos mit „Landschaftsgärtnerei“; denn jeder Park hat Schranken oder mindestens Grenzen, den echten Landschaftsgärtner aber zieht's unaufhaltsam über diese hinaus in die sonnige Weite.

„Echte Kunst ist nicht lernbar“, wird vielleicht jemand sagen. Der Einwurf ist willkommen, denn er klärt uns die Stellung. Aber er hat zwei Seiten: Er ist richtig und falsch.

Das Beste an der Kunst – das Talent: die Begabung von der Freude am Schönen zur Darstellung des Schönen den Übergang zu finden – dieses Beste der Kunst fällt dem Künstler vom Himmel. Als ein

Gnadengeschehen – unverhofft – unerbeten – unverdient – unerlässlich!!
Daraus folgt aber nicht, dass ebenso der Künstler fix und fertig herabkommt in diese Welt des Atmens, also von allem Lernen kurzerhand dispensiert ist.

Im Gegenteil

Er steht ja im Anfang noch dem Stoffe, aus welchem er ein Kunstwerk zu bilden den Beruf hat, oft herzlich unbeholfen – ein Fremder! – gegenüber. Der Stoff aber erweist sich, statt dankbar: bescheiden und flink und unvergänglich ein Wunderding zu werden, widerhaarig genug.

Dann ist der Freund willkommen, der dem Neuling die Hand reicht. Der ihn vor langem Suchen auf dornenvollem Umweg, vor bitterer Enttäuschung und Entgleisung bewahrt, ihn lehrt, das Material trotz aller Schwierigkeiten sich gefügig zu machen.

Was lernbar an der Kunst ist, nennen wir ihre „Technik“. Daraus erhellt der Zweck dieser Blätter von selber.

Einteilung

Keiner erreicht was Rechtes, der nicht weiss, was er will. Die meisten Parkbesitzer sind mit sich nicht im Reinen, was der Park ihnen sein soll. Infolgedessen greifen sie auf diesem Gebiete leider häufig daneben in der Wahl ihrer Mittel.

Darin liegt die Erklärung für das traurige Faktum, dass „**Wachsen**“ und „**Gedeihen**“ nicht, wie es doch sein sollte, in den Parks Hand in Hand geht, sondern weitaus die meisten, auch die gut angelegten, nach

einem in der Regel in 20, 30 Jahren erreichten Höhepunkte blenden der Jugendschönheit, hoffnungslos dekadent sind.

Parkkunst ist Herrenarbeit, wie nicht leicht etwas anderes. Die technische Behandlung legen die Herren meistens in die Hände des **Gärtners**, ausgerechnet des Mannes, der sich **nicht** dafür eignet. Und wenn sie im Vorbeigehen selbst Anordnungen treffen, sind diese besten Falls Sanierungen schon schreiend gewordener Übelstände, die dann aber womöglich nur noch schreiender werden.

Der Park soll letzten Endes dasselbe wie der Garten seinem Besitzer bieten: SCHÖNE VEGETATIONEN. Nur mit dem Unterschiede, dass der Garten das Recht hat, im Herbst abzusterben, der Park dagegen nicht nur „**perennieren**“, die Jahre als Sieger überdauern, sondern mit jedem Frühling schöner vom Winterschlaf wieder aufwachen sollte.

Wie ist das zu erreichen?

Das Rezept ist recht einfach: Hindere die Natur nicht, schön zu bleiben, dann bleibt sie's. – Der Gegensatz zum Bleiben ist Verkommen, Vergehen, ist Dekadenz.

Es fragt sich, wie man im Landschaftsgarten die Dekadenz vermeidet?

Drei Hauptmomente schliessen alles Übrige in sich:

1. die sachgemässe Lage des Wegenetzes;
2. die liebevolle, gewissenhafte Wahrung der Wachstumsmöglichkeiten;
3. die Komplettierung entstehender, von selber nicht zuwachsender Lücken, also das Setzen **neuer Bäume**, Sträucher und Stauden.

Diese Beiträge sollen nicht vom Anlegen handeln. **Nach mehr denn 50 Jahren** enthusiastischer Arbeit bin ich der Überzeugung, dass es **darauf** nicht ankommt. Es bleibt jedoch beim ersten Inszenesetzen niemals. Das müsste ein Prophet sein – so mancher Gartenkünstler gibt sich freilich als solcher! – der ab ovo schon wüsste, wie sich die Sache auswächst. Zufälligkeiten spielen – unkontrollierbar – eine allzuwichtige Rolle. Geändert wird doch werden, geändert werden müssen.

Ich will in diesen Zeilen vom Ändern müssen reden.

Erster Abschnitt: *Die Wege*

EIN PARK ist niemals fertig. Damit soll nicht gesagt sein, dass in seinem Bereiche überhaupt nichts stabil ist. Im Gegenteil: Das gibt ihm ja doch zum Unterschiede vom Garten sein Gepräge, dass ihm als grossem Ganzen bei richtiger Behandlung der Zahn der Zeit nicht beikommt.

Und ein – menschlich gesprochen – unwandelbares Festes soll jeder Park besitzen: **Das System seiner Wege**. Darauf baut sich der Park auf – solange es nicht fixiert ist, tappt man ratlos im Dunkeln.

Dennoch ist festzuhalten, dass eine Wechselwirkung zu Recht besteht: die Landschaft bedingt den Weg und dieser wiederum ist die Richtschnur beim künstlerischen Eingriff in die Landschaftserscheinung.

A.

ALSO ERSTENS: Die Landschaft diktiert den Weg. Verlangt ihn. Denn was hilft mir ein Eden, ein Paradies, solange ich an die schönsten Punkte nicht oder nur verdrossen und schimpfend, mit nassen Füßen zu gelangen vermöchte? Ein sachgemässes Wegnetz hat alle diese Punkte gut

erreichbar zu machen. Es ist nach allen Regeln erprobter Strassentechnik zu bauen und zu erhalten.

Damit soll nicht gesagt sein, dass jeder Weg im Park etwa für Viererzüge oder Automobile berechnet zu sein hätte. Es soll auch Nebenwege im Landschaftsgarten geben, auf welchen man allein oder doch nur in kleiner Gesellschaft dem Genusse seiner Schönheit sich hingibt. Gute zwei Schritt breit sollte – zwei Menschen nebeneinander bequem zu gehen erlaubend – mindestens jeder Weg sein, ausgenommen, er wäre ein schmaler Fusssteig, etwa zur Ausübung des Waldwerks oder Schutzdienste nötig. Das ist im strengen Sinne aber nicht mehr ein Parkweg.

Von **Brücken** gilt das Gleiche: je mehr ihr zugemutet zu werden hat, je breiter, fester und imposanter muss die Brücke gebaut sein. Zu einem Seitenpfade passt und genügt dagegen oft ein einfacher Holzsteg.

Glaube aber nur keiner, die Führung seiner Wege sei **ihm** anheimgegeben! Sei recht und schlecht die Sache seines guten Geschmackes oder gar seiner Willkür! – Das Gegenteil ist richtig.

Von einem Punkt zum anderen ist allemal nur **ein Weg**, sage: EIN Weg! der rechte. Gerade wie für einen abgeklärten Gedanken jede Sprache nur **einen** nach Form und Inhalt durchaus entsprechenden Satz aufweist.

Den rechten Weg zu finden kann aber hin und wieder seine Schwierigkeit haben. Da heisst's die Augen auftun und die **Landschaft befragen**, wie sie den Weg geführt will. Sie wird schon Antwort geben und die Trasse diktieren – wenn wir ihr gehorchen, wird uns das für die Zukunft manchen Ärger ersparen.

Wo das Land **eben** da liegt, sei es waagrecht, sei es mit einem nicht zu scharfen, durchaus gleichem Gefälle, gibt sich der Weg von selber, und zwar als **gerade Linie**.

Dass die gerade Linie, wo sie möglich ist, praktisch überall Wert hat, zeigen die ausgetretenen Pfade, die jeden offiziellen, aber unmotivierten Weg in einem Park trotz aller Warnungstafeln auf seine richtige Länge zu reduzieren wissen. Da mache man doch lieber aus der Not eine Tugend und führe seinen Weg gleich von vorn herein gerade.

Oft genug ist das aber auch **künstlerisch** geboten. Es ist ein grosser Fehler, um jeden Preis „Bewegung“ in die Trasse zu bringen; eine Nervosität, ähnlich der Angst gewisser moderner Architekten, die Flächen leer zu lassen, die sie in Folge dessen mit willkürlich erdachten, das Kunstwerk um die Ruhe bringenden Ornamenten auszuschnücken bestrebt sind.

Echte Parkkünstler kennen dieses Schwächegefühl nicht. Durch stolzes Geltenlassen der ungebrochenen Linie erzielen sie Effekte von unschätzbarem Werte, bei **Avenuen** z.B., deren Breite natürlich zur malerischen Wirkung ihres Abschlussobjektes, etwa des Schlossgebäudes, in Harmonie gebracht ist.

Dennoch wird die Gerade in jedem Landschaftsgarten in der Minderzahl bleiben. An Hindernissen fehlt's nicht, die wegzuräumen nicht nur keine Möglichkeit vorliegt, sondern fehlerhaft wäre. So fehlerhaft, dass wir sie bisweilen sogar künstlich ins Leben rufen müssen, wenn sie nicht bereits dastehen.

Kein Umweg wirkt ästhetisch, dessen wir nicht einsehen; schon weil der unwillkürlich aufsteigende Gedanke, den Richtweg einzuschlagen,

den Lustwandelnden heimsucht und am Geniessen hindert. Andererseits aber wären gradlinige Komplexe, wie sie die Prunkgebäude des Barock- und des Zopfstils als „französische Gärten“ so stimmungsvoll umgeben, im weiteren Verlaufe des grossen Landschaftsbildes ganz und gar nicht am Platze. Denn dieses soll uns, keine mit einigem Blicke umfasste Dekoration im Taxus, Weissbuche oder Buxbaum als stilgerechten Rahmen eines Wunders der Baukunst vor Augen halten, sondern: **eine liebliche Gegend.**

Und eine solche fordert einen Wechsel der Szene, den **die gekrümmte Linie** durch Umgehen des Objektes, hinter dem uns ein neuer, schöner Anblick erwartet, uns sachgemäss vermittelt.

Sachgemäss soll hier heissen: Ohne von uns den Aufwand unnützer Anstrengungen zu verlangen und ohne dem Bedürfnis nach Schönheit, das ja in jedem Kunstwerk die Dominante bildet, in die Quere zu kommen.

Unnütze Anstrengungen und Niveau-Verschiedenheiten sollen den Landschaftsgarten verbessern, nicht verleiden. Und wer noch im Besitze halbwegs gesunder Beine und Lungen sich befindet, der wird gewiss den Aufstieg zu einem „Clou“ des Parkes nur mit Freuden begrüßen. Oder sei es, den Abstieg. Aber: *des deux choses l'une!* Eines oder das Andere! Nichts ist so widerwärtig – und doch ist das **der erste jener fünf grossen Fehler**, die uns in Landschaftsgärten auf Schritt und Tritt begegnen – nichts ist so widerwärtig, als ohne Grund beständig bergauf, bergab zu traben, wo richtige Trassierung den Weg bei gleich verteilter, also konstanter, häufig kaum empfundener Steigung zu seinem Ziele brächte!

Wer nicht geschickt genug ist, den Weg im richtigen Winkel zur „Schichtenlinie“ selbst ins Gelände zu schneiden, der lasse das von einem

Geometer besorgen. Nur keine halbe Arbeit! Solange uns die Linie, die uns das Instrument gibt, nicht vollkommen befriedigt, gehe man ja nicht weiter, sondern lasse den Boden, als Basis der Trassierung, so lange sich verändern, durch Aufschüttungen höher, durch Gräben tiefer werden, bis wir zu einem guten, d. i. zu einem schönen Resultate gelangen.

Das System seiner Wege ist ja gewissermassen das **Skelett eines Parkes**, das Feste, dessen Linien die Eigenart des Ganzen fundamental bedingen. Und Fundamente wollen gewissenhaft gelegt sein.

Alles im Landschaftsgarten hat der Schönheit zu dienen, also auch seine Wege. Sie haben somit nicht nur uns den Genuss des Schönen zu vermitteln, sie haben auch selber auf das Auge wohltuend einzuwirken.

Da hat ein sonderbares Verkennen Platz gegriffen: die Ansicht, dass die Wege, weil an und für sich unschön, nicht gesehen werden dürfen. Und dementsprechend sucht man, sie **unsichtbar zu machen**.

Das ist zweifellos falsch.

Denn gut geführte Wege sind nicht allein nicht unschön, sondern direkt ästhetisch. Man muss wirklich sehr wenig Einbildungskraft besitzen, um nicht durch ihren Anblick günstig berührt zu werden. Was weiss ein solcher Weg uns – in anmutigen Kurven zum Weiterdringen mahnend, verheissend und erfüllend, in der Ferne verschwindend.... nicht alles zu erzählen! Phantasielose Menschen sollten bei einem Kunstwerk nichts dreinzureden haben. Sie können nur verderben und wo sie können, tun sie es denn auch **con amore**.

Vom naiven Verstecken durch nur aus diesem Grunde vorgepflanzte Gehölze will ich später noch reden, wenn ich auf künstlerisches Unsichtbarmachen komme. Hier möchte ich ein zweites Auskunftsmittel berühren: die Anlage des Weges **unterem Niveau** der beiden ihn begleitenden Ränder, also gewissermassen das absichtliche Schaffen eines werdenden Hohlwegs.

Es lässt sich ja nicht leugnen: **es gibt hässliche Wege** – ganz abgesehen von jenen, die nicht richtig geführt sind und darum immer einen peinlichen Eindruck machen – Durchquerungen besonders der anmutigen, tiefen Wiesenland-Perspektiven, dieser wichtigsten, besten Schaustücke eines Parkes.

Im Park sollte es aber doch nichts Hässliches geben. Also fort mit dem Scheusal, das den prächtigen Fernblick unbarmherzig entzwei sägt. Mitten hindurch ein Fahrweg. Es ist einfach zum Weinen.

Nun, manchmal lässt sich's machen, ihn kurzweg zu kassieren. Manchmal verliert er dadurch, dass er richtig trassiert wird, den verletzenden Misston. Wo beides ausgeschlossen, dann ist's eben ein Unglück. Der Park hat seinen Fehler, wie jedes Ding auf Erden, und wir dürfen noch froh sein, wenn es bei diesem Einen sein Bewenden gehabt hat.

Ich will nicht ungerecht sein: durch jenes Auskunftsmittel des Tieferlegens kann man ja hin und wieder wirklich den Weg „verschwinden“ machen: für den Beschauer nämlich, der einen ganz bestimmten, ausgeklügelten Standpunkt ihm gegenüber einnimmt. Nach ein paar Schritten kommt er freilich wieder zum Vorschein. Nun wirkt er doppelt hässlich und der Trick der Versenkung war nur ein Trick, nichts weiter. Ja nun, vor allen Dingen muss man Spass verstehen können. Wo so ein

Scherz gelingt, mag er immerhin gelten, wenn er den Landschaftsgarten um eine malerische Aussichtsstelle bereichert.

Als allgemeine Regel ist das Verschwindenmachen aller Wege ein Unding. Ein Park, in dem die Wege sämtlich unsichtbar wären, verlöre seinen Reiz. Wie kann er sagen: komm! wenn er uns nicht den Weg weist, um zu ihm zu gelangen?

Die allgemeine Regel hat die zu sein: die Wege des Parkes haben immer gleich gut gangbar zu bleiben. Auch nach – o nein! – erst recht nach einem tüchtigen Regen, wenn der Park, frisch gewaschen, im Angesicht der blendend wieder strahlenden Sonne seinen „grossen Moment“ hat.

Wann ist ein Park am Schönsten? Eine schwierige Frage. Am ungünstigsten zeigt er jedenfalls sich im **Sturme**, der neben Ungeziefer, Dürre und Überschwemmung sein geschworener Feind ist. Wie die zerzausten Pudel fleht da alles um Hilfe, anstatt zu imponieren. Im Gegensatz zum Meer, das sich in der Bewegung am grossartigsten ausnimmt, ist zum Genuss des Parkes die Ruhe unerlässlich, Ruhe in allen Formen und allen Jahreszeiten. Die wenigst guten Bilder gibt, meine ich, der **Frühling**, da die entblössten Zweige die Harmonie noch stören, später das Gras zu hoch und das Wetter meist schlecht wird. – Der vielgeschmähte **Herbst** und auch der **Sommer** haben je zwei Momente höchster ästhetischer Bejahung: dieser den schon erwähnten kurz nach einem Gewitter, und – schöner noch – der Morgen, der dem Wetter vorausgeht.

Ein Bild kann gut und dennoch recht uninteressant sein. Hier ist es aber anders: der schwarze Wetterwinkel, schneeweisse Wolkenballen im blauen Äther schwimmend, die stark betonte Plastik der nobeln Baumgestalten, die bei der frühen Stunde auf die gemähten Wiesen noch

lange Schatten werfen, die fahle, ganz aparte, gespenstische Beleuchtung, ... man meint, es könne wirklich kaum noch schöneres geben. Und dennoch wenn es Herbst ist, stehen wir auf einmal wieder vor dem „schönsten Momente“.

Ich weiss nicht, wie es kommt, aber die Spiegelung im Teich und See, der Ausblick ins Land hinein sind nie von so berückendem Reize, wie wenn der Sommer wieder einmal von uns gegangen, und die Natur zum Abschied in Feuerfarben aufflammt! – Oder: Oktobernebel! Noch nicht wie im November, wo man die eigenen Finger vor den Augen nicht wahrnimmt, doch alles um uns her nur verschleiert erkennbar. Das Bild entbehrt ja freilich des tiefen Hintergrundes, lässt höchstens ihn durch Lücken des Vor- und Mittelgrundes wie einen Traum empfinden, im ganzen Jahre aber kommt das Ergebnis treuer parkkünstlerischer Arbeit nicht so zu seiner vollen, vollempfundnen Geltung, wie da, wo alles dürftig überzählige abfällt und nun die grossen Formen in stiller abgeklärter Majestät auf uns wirken.

Den märchenhaften Zauber der echten Winterlandschaft rühmt schon das ABC-Buch. Ich werde einen Anblick nie im Leben vergessen, der mir zur Zeit des Weltkriegs einmal zuteil geworden. Ein starker Raufrost hatte die Bäume und Gebüsche aufs üppigste bekleidet, dass ihre Modellierung sich in den weichen Formen des Sommers präsentierte. Als nun die Sonne aufging und alles um mich her, so weit das Auge reichte, in Brillanten erstrahlte, glaubte ich mich im Himmel!

Unter den Tageszeiten ist überhaupt der Morgen die beste zum Geniessen der Schönheit eines Parks. Nur Vollmondnächte machen ihm den Rang vielleicht streitig, besonders dort, wo Wasser zur Geltung kommt im Bilde.

Doch zurück zu den Wegen

Zwei Faktoren erhalten einen Weg immer und brauchbar: die möglichst absolute Unlöslichkeit des Stoffes, aus dem der Weg gemacht ist, dann das vollständige sofortige Verschwinden des Schnee- und Regenwassers, das auf den Weg gelangt ist.

Wo Sand auf Schotter, also auf durchlässigem Boden, aufliegt, ist Wegemachen und -erhalten kein Kunststück. In der gewünschten Breite wird jener Streifen Landes, der für den Weg bestimmt ist, von Graswuchs rein gehalten, wenn's nottut, mit der Walze hin und wieder befahren, et voilà tout. Das Wasser wird von dem durstigen Grunde sofort hinabgesogen, kaum, dass die liebe Sonne, wenn sie wieder hervorkommt, noch was findet zum Trocknen.

Je löslicher der Boden (oder mit anderen Worten, je fruchtbarer das Land) ist, je notwendiger ist es, das **Wege-Material** anderswoher zu holen. Je härter, je erwünschter. Hauptsache aber bleibt das **Verschwinden des Wassers**, augenblicklich und restlos!

Beim eigentlichen Fahrweg ist der Vorgang gegeben: Schwache Wölbung der Fahrbahn, rechts und links je ein Graben, der bei scharfem Gefälle, um Risse zu vermeiden, ausgepflastert sein müsste.

Wer reiten will im Park, und das ist sicher einer seiner besten Genüsse, der wird für eigene Bahnen zum Galoppieren sorgen und ihre Oberfläche durch Rasen, Gerberlohe, Sand oder Sägespäne sich elastisch erhalten. Auch sorgsam durchgesiebte Steinkohlenschlakte leistet da ganz brauchbare Dienste. Da solche Bahnen eben oder doch nur mit einem schwachen Gefälle verlaufen, wird der Abzug des Wassers keine

Schwierigkeit haben, sobald die Bahn nicht tiefer als das Nebenland liegt. Das wäre zu vermeiden, lässt sich übrigens unschwer durch Gräben korrigieren. In schönen langen Linien durchgeführt, nach Bedürfnis mit ein paar Hindernissen ausgestattet, erscheinen Anlagen dieser Art als ein Schmuck für die Landschaft.

Für solche Wege aber, die mehr zu Promenaden für Fussgänger bestimmt sind, aber jedoch hin und wieder befahren werden müssen, kann ich mit gutem Gewissen einen Modus vivendi aufs beste anempfehlen, den die Mutter Natur eigentlich mich gelehrt hat und der bedeutend weniger kostspielig sich gestaltet, als die obenerwähnte kunstgerechte Chaussierung.

Ich bin in jungen Jahren viel unterwegs gewesen, zu Wagen und zu Pferde und auf des Schusters Rappen, wie's eben kam, und damals – Strassen gab es nicht viele – begrüßte man den wirklich guten Wald- oder Feldweg mit um so grösserer Freude, je schlechter in der Regel diese Behelfe waren. Wenn ein „Naturweg“ gut ist, ist er mir sehr viel lieber, als die nüchterne Strasse. Warum er aber meistens zum Hals- und Beinebrechen und nur so hin und wieder eine Strecke brillant war, das zu ergründen schien mir zumal bei meiner Liebe zu den treuen Genossen meines Wanderns, den Pferden, eine wichtige Frage. Nun, ich kam bald dahinter. Der ganze Witz war: Bleiben und Nicht-Bleiben des Wassers, weiter nichts. Wieder einmal nur das Ei des Kolumbus.

Seitdem bau ich mir aber die Wege zweiter Ordnung, die Promenade- wege (zwei Meter breit und schmaler), nach folgendem Rezept: *Hier bei uns in der Hanna*, wo man an manchen Orten zwei, drei Meter tief gehen kann, ohne auf etwa Hartes mit dem Spaten zu stossen, ist eine ordentliche Unterbettung mit Steinen unerlässlich, auf welche dann

Flusssand (oder Schlacke, wo Flusssand fehlt) gebracht wird. Soweit ist an der Sache natürlich nichts besonderes; ihre Pointe liegt darin, den Weg so anzulegen, dass er auf einer Seite vom Terrain überhört wird, während die andere Seite tiefer liegt, als er selber. Der Oberfläche aber wird **keine Wölbung** sondern ein mässiges **Gefälle in die Quere** gegeben, und zwar stets in der Richtung nach dem tieferen Rande.

Drei Abstufungen also, die mit der grössten Sorgfalt erhalten bleiben müssen.

Es ist einmal ein Faktum, dass sich die Oberfläche mit Gras bewachsenen Landes von selber zu erhöhen pflegt, die Strassen und die Wege aber niedriger werden. Warum, ist leicht erklärlich.

Beim Mähen der Wiesen bleiben sehr viele Überreste, die allmählich verwesend die Humusschicht vermehren, ohne vom Regenwasser hinweggespült zu werden, das, von den Pflanzenhalmen beständig aufgehalten, im Gegenteil noch selber das anderwärts gelöste Material hier absetzt.

Dem Wege und der Strasse dagegen nimmt das Wasser so viel es kann: die Staubschicht, die oft fingerdicht aufliegt, wenn der Weg viel benützt wird, und – absolut unlöslich sind weder Sand noch Schlacke, noch darunter der Steindamm, alles, was sonst noch mit will auf die eilige Reise!

Der „künstliche Naturweg“ nun verlangsamt die Reise sehr bedeutend; das Wasser kann keine Kräfte sammeln, es kommt ja auf die Fahrbahn manierlich angesickert, und statt dann unaufhaltsam **auf** dem Wege zu

fließen, muss es sich, dem Gefälle in die Quere gehorchend, **über** den Weg verteilen.

Alles kommt darauf an, dass ihm im Augenblicke, wo es die Fahrbahn wieder zu verlassen sich anschickt, keinem Hindernis begegnet. Absolut zu verpönen sind aber die sogenannten „Abschläge“ oder „Rasten“, die schief über die Strasse gelegten Querrigolen, die nicht die Wasserrisse, dagegen alles Fahren aufs schädlichste behindern. Dort, wo Automobile sich eingebürgert haben, sind natürlich die „Rasten“ alle spurlos verschwunden.

Mit einem Worte also: der Schlüssel zum Erfolge liegt hier in der natürlichen Neigung der Dauerwiese, höher, immer höher zu werden, dadurch dass man beiläufig alle drei bis vier Jahre, am besten nach einem Regen, wenn der Boden hübsch weich ist, vom unteren Rand des Weges den Rasen sauber absticht, die blossgelegte Erde so viel als eben nötig um eine ausgiebige flache Mulde zu bilden, herausnimmt und beseitigt (man kann sie zu Komposten, Aufschüttungen und dergleichen im Park immer verwenden) und dann die Rasenstücke an ihren Platz zurücklegt.

Was hat das zu bedeuten, im Vergleich zu der Arbeit, die sonst in einem Park ein Gewitter mit sich bringt, wenn es die armen Wege in Wildbäche verwandelt, die Fundierungen blosslegt und an den tiefen Stellen das Wiesenland versandet! Wo diese Flickerei mit dem Wetter nicht Schritt hält, wird auch die Wegfundierung daran glauben und mitgehen. Dann darf man mit dem Wegbau wieder von vorn beginnen: et cetera et cetera, mit Grazie in infinitum...

Etwas Wichtiges hätte ich auf ein Haar vergessen: das, was die Ingenieure als die „**Vorflut**“ bezeichnen.

Es ist einmal so Sitte, dass das **Wasser bergab geht**, infolgedessen muss auch die Gegend, wo es hin soll, tiefer sein, als die Orte, die es loswerden wollen.

Dieses Tiefersein nennen Wiesentechniker „Vorflut“.

Leicht ist es ja nicht immer, eine Vorflut zu haben. Das dumme Element ist bisweilen von einer krassen Charakterstärke und will um gar kein Schöntun unseren Lockungen folgen. In hoffnungslosen Fällen gibt der Klügere nach. Und dann entsteht am Ende eine kleine Maremma, die wenn wir dafür sorgen, dass die Vegetation sich der Lage gut anpasst, äusserst malerisch sein kann. Die koniferen eignen sich dafür ganz besonders. Je grösser der Landschaftsgarten, je „wilder“ darf er werden seiner Peripherie zu. Dass man ein solches Sumpfloch sich nicht unter die Fenster hinsetzen soll, das braucht wohl keine Extra-Erwähnung. Oder doch? Wenn man alt wird, erlebt man manchmal Dinge, die man im Flügelkleid für undenkbar gehalten.

Ab und zu lässt sich Vorflut durch Drainagen erreichen, die durch die Hindernisse, soweit nötig, hindurchgehen.

Die Fähigkeit des Rasens, Wasser zu absorbieren, leistet in vielen Fällen auch ganz schätzbare Dienste. Wenn man es nun erst glücklich aus dem Wege gebracht hat, führt man es durch Rigole, die in horizontale „Sickergräben“ verlaufen, im Wiesenland spazieren, bis nichts mehr von ihm da ist. Dass sowohl die Rigole als auch die Sammelrinne grasbewachsen sein müssen, das versteht sich von selber.

Mit einem Worte: Wegbau ist eigentlich die reinste **Wasser-Äquilibristik**. Das Wort ist schön, noch schöner die Sache, die es anzeigt. Probatum est. Es lohnt sich. Geh in und tu' desgleichen.

B.

ZWEITENS: Der Weg beeinflusst den künstlerischen Eingriff in die Landschafterscheinung.

Wie vor dem Fehler gewarnt wird (nur keine halbe Arbeit!), das Parkterrain kritiklos, so wie es ist, zur Basis der Trassierung zu machen, ist auch die zweite These: „der Weg diktiert die Landschaft“ nicht – *au pied de la lettre* – in Taten umzusetzen.

Weniger noch als jene. Gegen die Resultate des toten Instrumentes gibt's ja kein Appellieren. Der „künstlerische Eingriff“: das Pflanzen, Modellieren, Geben und Nehmen aber geschieht an Lebewesen, Bäumen, Sträuchern und Stauden, durch lebendige Menschen. Das nimmt der Theorie ihre geistlose Schärfe. Setzen wir also lieber statt „diktieren“ nur „beeinflussen“.

Was auf Labiles Einfluss zu üben hat, muss selber aber doch schon stabil sein: Das darf nun aber freilich nicht missverstanden werden, als ob ich raten würde, zuerst das **ganze Wegenetz** als solches herzustellen und über diese Arbeit die anderen zu versäuen.

Im Gegenteil: Ich glaube, das Richtige liegt darin – gar nichts zu tun! Die Hände in die Taschen zu stecken und erst in voller Ruhe die Landschaft zu studieren. Beim ersten Blick die Schönheit und, was noch mehr bedeutet, die Eigenart der Landschaft und ihre Möglichkeiten derartig

aufzufassen, dass gleich zu Axt und Spaten gegriffen werden könnte, das ist auch für den Fachmann, seien wir ehrlich, undenkbar, wie erst für den Beginner und blossen Dilettanten!

Wer aber nur ein bisschen für Landschaftskunst Talent hat, dem wird sich dann allmählich eine Art Plan des Ganzen im Kopfe ausgestalten. Dann erst ist er im Stande, sich über seine Wege Rechenschaft abzulegen, d.h. sagen zu können, welche von ihnen richtig und welche falsch trassiert sind.

Und nun wird er mit Schrecken auf die Schwierigkeit stossen, dass diese oder jene Korrektur das **Vernichten einer Schönheit bedeute!**

Der Herkules steht jammernd auf seinem Scheidewege. Nur Mut! Es hat schon andere Herkulesse gegeben, die erst geheult und doch noch Wunder verrichtet haben.

Blicken wir der Gefahr, wie's Helden ziemt, ins Auge.

Meistens besteht sie darin, dass ein oder zwei Bäume beseitigt werden müssten. Nun, das ist noch die Frage, ob das **ein Unglück wäre**, selbst wenn die Individuen, um die es sich hier handelt, als Exemplare hübsch sind? Darüber wird des Näheren der zweite Abschnitt handeln. Hier wollen wir den Casus supponieren: die Fällung würde die Landschaft wirklich eines Schmuckes berauben, ohne an seiner Stelle einen anderen zu setzen. Der Weg kann also weder so, wie der Geometer es haben will, verlaufen, noch auch die alte Trasse beibehalten, die **schlecht** war. Da bleibt nichts anderes übrig, als in die Hand zu spucken, den Stier beim Kopf zu nehmen und das Gesicht der Landschaft derartig zu verändern, dass eine Wegeführung möglich wird, die die Schönheit unangetastet

stehen lässt, und auf der anderen Seite den Mann der Toten Ziffern, den Ingenieur, befriedigt.

Mouvement de terrain! Berge machen und Täler, krumm, was bisher gerade, und gerade, was krumm war! Etwas anderes gibt's nicht. Aber es ist ein Mittel, das richtig angewendet, auf einen Schlag zwei Fliegen zur Stecke bringt: Ich meine, das ist immerhin etwas.

Übrigens ist es meistens gar nicht nötig, den Weg schon fix und fertig zu machen, damit er seinen Einfluss auszuüben vermöchte. Genug, wenn wir die Trasse nur angedeutet haben, um sie als eine Richtschnur des Handelns zu gebrauchen.

Nur keine Übereilung: Wenn wir leben,
dann brennt's nicht: und brennt es,
kommt die Sache überhaupt nicht zu Stande.
Wer wird dann eingeduldig sein?
Hat seine Zeit doch jedes Ding
Reift einen Sommer lang der Wein,
Tut's über Nacht der Pfifferling, –

Wo mit der eigentlichen Wegearbeit beginnen? Da gibt's, fürchte ich, keine sicher auf alle Fälle anzuwendende Regel.

Höchstens die: jene Fehler, die des Besuchers Auge am grausamsten verletzen, zuerst zu attackieren.

Massgeblich sind dabei der Geschmack des Besitzers und die Lage des Parks. Wo dieser sozusagen kein Ende hat, unmerklich in Wald und Wiesengründe, Felder und Auen aufgeht, dort wird es sich empfehlen, beim

KRONIKA

Anfang anzufangen, also beim Ausgangspunkte aller Parkpromenaden. Wo ein Schloss ist, bei diesem. Das weitere kann warten – je weiter weg, je länger. Die Einleitung wird häufig ein Blumengarten bilden. Umso besser: es macht einen interessanten und wohltuenden Eindruck, wenn die Kultur von innen immer weiter hinausdringt.

Im anderen Falle aber, wenn das Terrain nicht gross, die Aussenwelt nicht schön ist, und ekelhafte Mauern diese von jenem scheiden, dann ist in 99 von 100 Fällen **hier die wunde Stelle des Parks**.

Hier die Partie hinteuse, die um Abhilfe bittet. Je höher die Bäume werden, je unheilbarer wird sie. Damit gelangen wir aber in ein neues Kapitel.

Zweiter Abschnitt: *Das Wachstum*

Ein HOHER Herr hat einmal einen Ausspruch getan, der leider von den Leuten nicht recht verstanden wurde: „die Bäum“ – es klang wie Pein, denn er sprach nicht ganz hochdeutsch – „die Pein müssen einander vertragen, wie die Menschen“.

Ja nun, die Menschen haben mittlerweile im Weltkrieg einander totgeschlagen, der Kardinal ruht längst schon in der Gruft seines Domes. Sein schöner Landschaftsgarten an den Ufern der March ist aber heute nur mehr eine grosse – Ruine.

Er war wohl zu expert, in gärtnerischen Dingen einen Unsinn zu sagen. Gemeint hat er vermutlich: „die Harmonie nicht stören“. Die Auslegung war anders: „Wachsen lassen, was mag!“ Da kam, was kommen musste, das mit dem „Vertragen“ stimmte nicht.

Ellbogenraum wird immer für Wesen höherer Ordnung Lebensbedürfnis bleiben. Für Schafe mag ein „Pferch“ ein annehmbares Ding sein. Menschen und Bäume aber gehen darüber zu Grunde.

Nun komme man mir gütigst aber nicht mit dem „**Walde!**“

Dass der Wald schön ist: weiss ich. Danke für die Belehrung. Was eine Menge Menschen gar nicht zu ahnen scheinen, ist: dass der Wald kein Park und dass der Landschaftsgarten, er mag klein oder gross sein, in keinem Fall ein Wald ist. Es ist der Mühe wert, sich das deutlich zu machen.

Erst die Tatsache selber.

Wenn weitgereiste Leute eine Gegend erwähnen, welche ihr ganz besonderes Wohlgefallen erregt hat, dann sagen sie bisweilen:

„**Der reine Park!**“ – „Ich glaubte, durch einen **Park** zu fahren! Das Ganze machte den Eindruck eines riesigen **Parkes!**“ und sonstige Varianten des anmutigen Themas. Und wenn wir dann um eine eingehende Beschreibung uns zu bitten erlauben, dann zeigt sich, dass die Gegend bald dies, bald jenes, nur **eins nicht** – dass sie niemals ein Wald war!!

Zweierlei Dinge waren, so eigenartig jede sich präsentieren mochte, ihnen allen gemeinsam: Wiesen und schöne Bäume. Aber Bäume in Gruppen oder einzelne Bäume. Und so bald sich die Bäume zu einer festen Masse aneinander geschoben und holde Waldesschatten ihn aufgenommen hatten, dann war für den Erzähler mit einem Male immer auch die „Gegend“ zu Ende. –

Nun das gibt doch zu denken.

Wenn ein Park gross, so gross ist, dass darin Meierhöfe, Mühlen und sogar Dörfer mit eingeschlossen werden, kann und wird er gewiss auch eine Waldung besitzen, vielleicht mehrere Wälder, die aber dann natürlich, wie die Mühlen und Höfe, nach **ihrer eigenen Technik** behandelt werden müssen. Höchstens, dass man den Abtrieb, so lang es geht, hinausschiebt und überhaupt den Nutzen ihrer Schönheit hintanstellt.

Das Ideal des Waldbaums ist: rasch ein astloser, langer, dicker Zylinder, mit einem Worte also: rasch ein Brettklotz zu werden. Das Beieinanderwohnen vieler solcher Zylinder wirkt zweifellos ästhetisch, imponiert und erquickt uns, ist schön mit einem Worte, aber doch nur als Ganzes. Jeder für sich betrachtet ist der Brettklotz in spe beim Missverhältnis seiner räumlichen Dimensionen oft genug unerfreulich oder im besten Falle ziemlich indifferent.

Schläge und Forstkulturen geben in einer Landschaft entzückende Bilder. Ganz gewiss. **Aber Wälder** kann man beide nicht nennen. Der Schlag **war Wald**, die Pflanzung soll einmal einer werden. Und alle die Effekte, die sie vorübergehend uns zu liefern vermögen, erzielen wir im Park auch mit anderen Mitteln, und nicht nur für die Dauer ein paar flüchtiger Jahre.

Der Übergang zum Hochwald ist parkistisch ganz wertlos. Nein, schädlich. Denn das Dickicht, zu welchem sich die Pflanzung nur allzurasch entwickelt, verdämmt uns, wie der Hochwald, jeden Blick in die Ferne, ohne uns doch, wie dieser, ein Schattendach zu bieten, und hat es sich „durchforstet“ in „Stangenholz“ verwandelt, wirkt es, dagegen wird sich wohl nichts einwenden lassen, immer unschön, oft scheusslich. Forstliche Technik also ist für den Landschaftsgarten ganz gewiss nicht das Rechte.

Aber es ist doch Technik! Es ist Pflege der Bäume! Wenn wenigstens nur diese, einseitig wie sie ist, unseren Landschaftsgärten zugute kommen würde! Manches würde! Manches würde gerettet, vieles erhalten werden, was der Erhaltung wert ist. Allermeist geschieht gar nichts.

„Bei mir, in meinem Park, darf **kein Baum** angerührt werden!“ Wie oft habe ich den Unsinn nicht schon predigen hören, ohne die richtige

KRONIKA

Antwort (der Prediger war nämlich ab und zu eine Dame) immer geben zu können.

Na, und die Resultate? Die sind traurig genug.

Auf tausend Bäume kommen keine zwanzig gesunde. Tadellos sind nur jene, die ihr gütiges Schicksal allein auf eine Wiese hinzustellen für gut fand und davor bewahrte, dass sich zu ihren Füßen Schmarotzer angesiedelt.

Wo Letzteres der Fall ist, sind selbst Eremiten des Parkes nicht mehr durchaus normale Exemplare. Es ist charakteristisch für ungebetene Gäste, sich schamlos zu benehmen. Je mehr der Gast sich breit macht, je schlechter **geht's** dem Hausherrn. Wenn er Gesichter schneidet, ist's ihm nicht zu verargen.

Aber das ist noch gar nichts im Vergleich zu den andern.

Die Gruppen und Massives, die Boskette und Wäldchen, und besonders die eigens zum Zwecke des „Verbergens“ vorgepflanzten Gehölze sind alle miteinander eine mehr oder minder grosse Sammlung von – Krüppeln! Anemischen Jüngling bis zum röchelnden Greise, dessen Stunden gezählt sind. Dazwischen hin und wieder, in anmutigem Wechsel, schon verwesende Leichen.

Pardonner c'est comprendre. Ich habe mit neun Jahren zu gärtnern angefangen.

Jetzt bin ich 64. [1858+64=1922? Zemřel 1936, Anm. v. AMS] Da versteht und verzeiht man. Wenn ich für solche Sünden unerbittlich sein wollte, müsste ich mich da nämlich selbst bei den Ohren nehmen.

Der Sachverhalt ist dieser: Um Parkistik zu betreiben, braucht man vor allen Dingen – was denn? Geld? Na, das gar nicht. Richtige Landschaftsgärten sollten zum grössten Teile sich selbst erhalten können. Wer's hat, sich Seltenheiten zu verschaffen und grosse Terrainveränderungen in Ausführung zu bringen (streng genommen, gehört das nicht zum Wesen der Parke), mag er doch!!! Wünschen wir ihm da die besten Erfolge! Kinder und Kindeskindern werden an seiner Schöpfung noch ihre Freude haben und er setzt sich ein Denkmal, wie es schöner nicht sein kann. Da darf er schon ein bisschen tief in den Beutel greifen.

Um Parkistik zu betreiben, braucht man: reichliche Musse. Talent allein genügt nicht. Im Gegenteil. So mancher, dem es an der Begabung nicht gefehlt haben würde, der den Versuch gewagt hat, „so nebenher“ im Parke nach dem Rechten zu sehen, erkennt, gerade **weil** ihm der Sinn dafür nicht abgeht, nur allzurasch entmutigt seine Inkompetenz. Und da die eigentlich beruflichen Geschäfte vorgehen, und vorgehen müssen, legt sich nun automatisch die Würde und die Bürde der Parkverwaltung einfach auf die Schultern des Gärtners.

Des „Blumen“-Gärtners nämlich. Die Fälle, wo der Park einem eigenen Fachmann zur Pflege anvertraut ist, sind leider derart selten, dass man sie übergehen darf. Für sie ist dieses Büchlein aber auch nicht geschrieben.

Du armer Garten-Gärtner! Dort wo ein Park ist, werden die Gärten in der Regel auch nicht gerade klein sein. Blumen-Gemüse-Gärten, Obst-Gärten, Wintergärten, Treibereien und was weiss ich! Reichlich genug für einen noch so fleissigen Menschen.

Was soll er mit dem Parke?

Ich nehme keinem übel, wenn er den Park sein lässt und sich darauf beschränkt, die Wege gut in Ordnung und nur darauf zu halten, dass das schreckliche Baumzeug in den Weg nicht hineinwächst. Mehr kann man von dem Manne eigentlich nicht verlangen.

Erstens: weil er's nicht trifft. Weil es nicht sein Geschäft ist. – Was er gelernt hat, ist: Miniaturen zu malen. Jetzt soll er kraftgenialisch Kolossalbilder liefern!!!

Und dann: weil er sich fürchtet! *Pur et simplement* Angst hat. Im Landschaftsgarten „malen“ kann man nur mit der Axt. Der Himmel sei uns gnädig, gibt das einen Spektakel!

Kurios, dass just die Bäume und ihr Sein oder Nichtsein so einen Einfluss haben auf die Nerven der Menschen! Auch solcher, die die Sache eigentlich gar nichts angeht. Und vor allen der Damen. Ich bin im Grossen und Ganzen mit meinen lieben Nächsten recht glimpflich ausgekommen und habe allenthalben für meine Schattenseiten milde Richter gefunden. Ein Makel aber haftet pechschwarz und unaustilgbar an meinem guten Rufe, nämlich mein Vandalismus den Bäumen gegenüber.

Hört man die Leute reden, sollte man wirklich meinen, ich gehe darauf aus, die Bäume, und natürlich die ältesten und schönsten, unter das Beil zu kriegen, aus purer wilder Mordlust und in der schnöden Absicht, andere Leute zu ärgern.

Ja nun, ich hab's getragen - und will es weiter tragen - bis an mein Lebensende. **Der Vandalismus liegt auf der anderen Seite**, ich wusste, was ich tat, und wenn ich jetzt den Schauplatz meiner Wutparoxysmen überblicke, dann bleibt mir nur Eines zu bedauern: dass ich mich hin

und wieder durch all die Klagelieder habe umstimmen lassen und Bäume pardonierte, die den Tod verdient hatten. Des lieben Friedens wegen. Und ich war doch der Herr, konnte tun, was ich wollte. Beim **Gärtner** liegt die Sache aber wesentlich anders.

Mit Achselzucken wird er Weib und Kind nicht ernähren. Den Kuckuck wird er tun und nichtaus reiner Ästhetik sich wegen ein paar Erlen oder schäbiger Birken um seine Stelle bringen.

So muss der Landschaftsgarten sich bescheiden und warten. Er darf sich schlafen legen in seinem eigenen Schatten und so wie sein Kollege aus dem lieblichen Märchen vom guten Prinzen träumen. – Bis dieser eines Tages wirklich kommt und ihn aufweckt.

Mit einem blossen Kusse wie im Dornröschen-Haine wird es da aber freilich nicht sein Bewenden haben. Machen wir uns ein Bild, wie die Sache vor sich geht.

Das Wachstum hat nur einen wirklichen Feind: das Wachstum.

Die liebevolle Wahrung der Wachstumsmöglichkeiten liegt in der permanenten Bekämpfung dieses Feindes.

Wohlgemerkt aber: in der **permanenten** Bekämpfung! Die Ausübung der Parkkunst kommt nie zu einem Abschluss, kommt nie zu einem Ende. Aber gerade darum ist sie eine unendlich für jeden, der sie ernst nimmt, interessante Arbeit.

Es handelt sich nun darum, zu jeder Zeit zu wissen, welche vegetative Regungen unbarmherzig unterdrückt werden müssen, damit der Rest

dann, aller Fesseln und Schranken ledig, in voller Kraft und Schönheit zur Entfaltung gelange.

Nur keine Illusionen! Dieser Rest wird nicht gross sein.
Halten wir uns vor Augen, was wir erreichen wollen.

Viele Bäume? O nein.

Grosse Bäume? Nur grosse ist für den Park zu wenig.

Schöne Bäume?

Ja, aber unter einer Bedingung: dass jeder, wo er steht, das Gesamtbild verbessert. An und für sich genommen, als Exemplar besitzt er, und wenn er auch noch so selten, noch so bunt, noch so hoch ist, wenn er sich in den Rahmen nicht befriedigend einfügt, auf Schonung keinen Anspruch. Also her mit der Hacke! –

Schon gut, mein Sohn, nur langsam, Umgebung ist gleich. Wiederlebendigmachen hat seine Schwierigkeiten, wenn zufällig der Henker nicht die rechten erwischt hat.

Da liegt der Hund begraben. Augen aufmachen heisst es. Und das stellt sich der Laie leichter vor, als es ist.

Zunächst ist festzustellen, dass auf den ersten Anblick so ein durch viele Jahre vernachlässigter Park nicht nur **nicht hässlich** sein muss, sondern – seien wir nur ehrlich – schön wie ein Traumland sein kann!

In diesem Feenreiche frevelnd die Hand erheben? In diesem Rausch des Wachstums mit Axt und Säge wüten? Lieber die eigenen Finger mir von den Händen säbeln!

Ja, lieber Freund, das mache Du nun ganz, wie Du willst.

Lass den Park, wie er ist.

Du wirst die Freude haben, mit Deinen Anverwandten auf gutem Fuss zu bleiben und wirst von Deinen Gästen, besonders solchen Gästen, die nur auf Stunden kommen und nach dem Tee ein wenig im Park lustwandeln dürfen, auch noch bewundert werden. Du und Dein Zaubergarten, bis Du beinahe glaubst, dass Du etwas dafür kannst. Und wenn im Hintergrunde manchmal, wenn Du allein bist, der bleiche Tod Dich angrinst, lass ihn grinsen und denke: Solang ich lebe, wird ja die Geschichte noch halten. *Après moi le déluge...*

Um mich da einzumengen, habe ich viel zu grosse, angeborene Achtung vor allen Äusserungen legitimen Besitzrechts. Künstlerisch aber scheint mir die Prozedur nicht richtig.

Wenn der Park schon kein Wald ist, dann erst recht keine Wildnis, durch die an einigen Stellen ein passierbarer Weg führt, egal, ob was vom Wege aus sichtbar wird, auch immer die zur Schau wert ist. Manchmal ist das Geschaute alles eher denn blendend, und das blendende ist häufig genug nur Blendwerk. Vorne hui, hinten pfui! Die Sonnenseite grün und alles sonst verhungert, verdorben und verstorben, im besten Falle sterbend, dem bitteren Kampf ums Dasein ohne Hilfe erliegend.

Fair play! Ehrliches Spiel! In der Kunst wie im Leben. Wenn auch – o nein! Gerade weil die Kunst letzten Endes auf Täuschungen hinausläuft. Die Täuschung darf nur niemals bis zum Niveau des Schwindels, zum Betrug hinabgehn.

Kunst muss innerlich wahr sein, so ungeniert der Künstler uns auch immer was „vormacht“.

Nun sind, je nach der Kunstart, ja auch die Angriffspunkte der Illusion verschieden und was bei der einen billig, kann leicht bei einer anderen alles eher denn recht sein: unbedingt zu verwerfen ist immer, was ein frohes, vertrauensvolles Eingehen in die Idee des Kunstwerkes von Seiten des Beschauers oder Hörers nicht zulässt: **Ein Park ist eine künstlich schön erhaltene Landschaft.**

Eine wirkliche Landschaft und mit wirklichen Bäumen. Im Landschaftsgarten darf es keine Kulissen geben, hinter die man nicht schauen darf.

Die Frage ist: Was macht man, wenn so ein alter Park sich im Wesentlichen nur mehr auf Kulissenwerk aufbaut?

Bevor die Hacke aufblitzt, ein letztes Wort der Warnung. Wenn Du der Mann nicht bist, bei der Stange zu bleiben, lass es gut sein, mein Alter. Wenn Du erst „A“ gesagt hast, wirst Du „B“ sagen müssen, ob's Dich freut oder nicht. Du wirst die Hände nie mehr in den Schoss legen dürfen, die Du dann lieber weinend zum Himmel heben möchtest, um aus dem Hexen-Sabbat, den Du heraufbeschworen, auf anständige Weise nur wieder fortzukommen. Schick' die Leute zurück. In den Wald, auf die Felder. Wo immer hin. – Du willst nicht? Na denn los! Und nun wirklich.

Im Gegensatz zum Sprichwort hat gerade der Anfang hier keine Schwierigkeiten. Das „grosse Reinemachen“: das Finden und Entfernen **abgestorbener** Bäume ist freilich mehr ein Ende der alten unglücklichen Verwildungsperiode und erst, wenn es geschehen ist, kann man sich an die Wahrung der **Wachstumsmöglichkeiten** tatendurstig begeben. Nur möchte ich nicht raten, den ganzen Park auf einmal in die Arbeit zu

nehmen, sondern an irgendeiner verhältnismässig kleinen Partie des Landschaftsgartens unser Glück zu versuchen.

HALT!

Eine Sache darf man gleich im Grossen betreiben. Allenthalben die völlig oder halbwegs **intakten Solitärbäume retten**.

Das bahnt uns gleich die Pfade zu der nötigen Kenntnis der Eigenart der Bäume und der je nach der Gattung so verschiedenen Formen, die eine wirklich durchaus ungestörte Entwicklung anzunehmen geneigt ist. Es ist ein grosser Vorteil, wenn wir den jungen oder zu verjüngenden Bäumen nachher das gute Beispiel vor Augen halten können, dem sie zu folgen haben.

Wir werden weiter unten das genauer behandeln. Um hier bei unsern Prachtexemplaren zu bleiben, ist zu ihrer Erhaltung bzw. Rettung Folgendes zu beachten: Angenommen sie hätten das Glück gehabt, vollständig unbehelligt zu bleiben, dann ist doch zu verhüten, dass sie nicht etwa **selber** sich einen Schaden antun, und zwar durch die zu unterst aus dem kräftigen Stamme hervorstehenden Äste. Wenn diese ihre Schwere bis zur Erde herabdrückt, ist die Gefahr vorhanden, dass sie heut' oder morgen Spass an der Sache finden, Wurzeln zu schlagen und selber „**Baum zu spielen**“ probieren.

Je freier nun der Alte gestanden war, je grösser die Versuchung der Kinder. Und dann umgibt auf einmal ein ganzer Kreis von fröhlich empor zur lieben Sonne strebenden Ebenbildern den betroffenen Ahnherrn.

Der Kunstbanause will sich vor Entzücken zerreißen [*Šosák se může nadšením rozletět*, Anm. v. AMS]: **Originell! Poetisch! Malerisch! Allegorisch!**

Der Fachmann findet knurrend einen Wurm in der Birne:

Für eine kurze Weile ist's ja ganz nett. Allmählich kommt aber doch die Logik der Tatsachen zur Geltung: Wo eine Fichte, Linde oder Kastanie Platz hat, wird für ein halbes Dutzend der Ellbogenraum schwinden. Dann jagt eine **die andere atemlos in die Höhe**, um oben das zu finden, was ihr unten versagt ist, Licht und Luft: nun und schliesslich ist das Ganze im Kleinen nur eine Wiederholung des Bildes, das im Grossen **der ganze Park** uns vorhält: Das Innere verstorben, das Äussere verdorben und das Ganze unbrauchbar.

Lass' die Banausen wimmern und rette Dir den schönen alten Kerl, bevor es für die Rettung zu spät wird. Ich möchte durch den Ausdruck „Banause“ nicht verletzen: für die, die ihn so nicht kennen, also seine Entstehung und Bedeutung erklären. Im Mittelalter nannte man den Handwerker, der ausserhalb einer Zunft stand, „Bön-Hase“, Bühnen-Hase, weil er nur im Verstecke, auf dem Boden des Hauses, der „Bühne“, seine Arbeit zu verrichten sich traute. In Künstlerkreisen hat sich – ein wenig umgestaltet die Bezeichnung erhalten für (sonst möglicherweise) sehr ehrenwerte Leute, die aber der Ästhetik mehr oder minder fern stehen.

Hier ist ein Wort am Platze über „**Schönheit der Bäume**“.

Wie alles in der Schöpfung, so haben auch die Bäume eine doppelte Schönheit: die Schönheit ihrer Gattung, die **allgemeine Schönheit**, und die **besondere** oder die individuelle, höchstpersönliche Schönheit.

Die allgemeine Schönheit, die sie aus dem Gewimmel der Botanik heraushebt, gibt die Natur der Gattung in die Wiege; die andere aber gibt nach und nach jedem einzelnen Baume die ihm eigene Umwelt: der

Boden, der ihn nährt, und die Luft, die er atmet, „und all“ das Mehr und Minder an Wohlsein oder Unheil, das ihm je nach der Stellung, die er einnimmt, zuteil wird.

Ein Baum kann herzlich unschön im allgemeinen Sinne und im besonderen Sinne dennoch interessant sein. **Dort, wo er steht:** Auf öder, mondbeschienener Heide mag ja sogar der Galgen durchaus malerisch wirken. Um wie viel mehr die stolzen, in ihren letzten Zügen immer noch imposanten Veteranen des Urwaldes.

Ein Park ist eine künstlich schön erhaltene Landschaft

Künstliches Sichtbarmachen von dekadenten Bäumen im Landschaftsgarten ist also eine Inkongruenz. Oft genug unerträglich. Bestenfalls geschmacklos, etwa wie die Erscheinung eines Totengerippes mit Stundenglas und Sense auf einem Maskenball, oder – im Park zu bleiben – die künstlichen Ruinen, die in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts für die „englischen Gärten“ so in der Mode waren.

Ein Park ist eine **künstlich** – man kann das gar nicht deutlich und oft genug betonen – ein Park ist eine **künstlich** schön erhaltene Landschaft. Sache des Landschaftsgärtners ist es, Sorge zu tragen, dass sich in der **besonderen die allgemeine** Schönheit zur vollen Geltung bringe. Dass also nicht nur Eichen und Ahorne und Buchen, sondern das **schöne** Eichen, schöne Ahorne, Buchen et cetera dem Bilde seine Eigenart geben.

Wann ist ein Baum am schönsten?

Antwort: Dann, wenn er **ganz** ist. Darin liegt das Geheimnis: im **Unversehrterhalten**, darin das A-B-C, das Um und Auf für alle dauernd

wirksame Parkkunst. Und wenn wir schon dabei sind, möchte ich eine Sache hier nicht unerwähnt lassen, die für den Landschaftsgärtner einen Fallstrick bedeutet. Ich meine jene Bäume, die auf derselben Basis mehrere Stämme haben, die sog. Zwiesel, Drillinge usw. Es ist ja nicht zu leugnen, dass sie bisweilen schön sind, und – voll belaubt – den Eindruck wirklicher Bäume manchmal recht täuschend wiedergeben. Aber das ist ein Schwindel und nimmt im Allgemeinen doch ein Ende mit Schrecken. Wir dürfen nicht vergessen: der Boden und die Wurzeln, die eigentlich für einen einzigen Baum gemeint sind, ernähren ihrer zwei oder drei oder mehr noch. Wenn von diesen nur einer an Unterernährung eingeht, ist nicht nur durch die Lücke das ganze Bild verdorben, der Unterbaum behält eine Wunde im Herzen, die ihm, wenn auch nicht heute, so doch morgen ganz sicher einen kläglichen Tod bringt. Ein Park ist kein Spital. Im Landschaftsgarten soll man nur Zukunftsbäume dulden.

Im jugendlichen Alter genügt ein Schnitt, um den Zwiesel zu einem aussichtsreichen „ganzen“ Baum zu machen. Je vielstämmiger aber und je älter der Baum ist, je weniger verlohnt es ihn zu operieren.

ANMERKUNG.

In ganz einzelnen Fällen lässt sich aus einem Zwiesel, auch wenn er schon recht alt ist, doch noch ein Baum gewinnen, der dann vielleicht sogar noch eine Zierde des Parks wird.

Ist der eine der beiden Zwillinge nämlich senkrecht und symmetrisch erwachsen, was freilich nicht oft vorkommt, amputiert man den anderen, aber so, dass die Wunde bis zur Erde hinabgeht.

Um ihr Faulen zu verhindern, gibt man ihr einen Anstrich (in den Farben der Rinde) und für den ersten Winter nagelt man noch ein Brett auf,

das man im Frühjahr wegnimmt. Wurzel und Boden haben jetzt nur die halbe Arbeit, in Folge dessen heilt und gedeiht der Baum prächtig. Das Nähere vom Baumschnitt folgt weiter unten.

Und nun zurück zum Alten, den seine schlimmen Kinder so eifrig seiner Gänze zu berauben bemüht sind.

Die Bäume haben meistens gerade wie die Menschen, kalte Füße recht ungern. Wer ihnen Schuh und Strümpfe also auszieht und wegnimmt, ist ganz gewiss ihr Freund nicht. Manche Baumarten trachten, wie z.B. die Fichte, das blossgelegte Fusswerk gleich wieder zu verhüllen durch Treiben neuer Zweige. Es ist wohl auch ein Stückchen Eitelkeit mit im Spiele: so hübsch es ist, wenn oben hin und wieder ein Stammstück und eine Ästegabel aus dem Laubwerk hervorlugt, **die Sichtbarkeit der Basis bis beiläufig zur Höhe eines mittleren Menschen macht einen schlechten Eindruck.**

So ein Baum ist nicht ganz mehr. Darum wirkt er so unschön. Und unwillkürlich denkt man an einen Zwetschkengarten und an die Spielzeugschachteln, die neben roten Kirchen und weissen Häusern immer eine gewisse Anzahl von braungestielten, meistens im unrechten Momente umfallenden Objekten in ihrem Innern bergen, die die „Bäume“ bedeuten.

Unsichtbarkeit der Basis muss jeder Landschaftsgärtner treu im Auge behalten. Er muss die unteren Äste streng davor behüten, dass sie zur Zeit der **Grasmahd** einen Schaden erleiden. Dass alle **Weidetiere** sie zu vernichten streben, macht jede irgendwie intensive Belaubung eines Parks so schwierig. Das ist sehr zu bedauern, weil einerseits die Rudel oder Herden der Landschaft erst die richtige Stimmung und Lokalfarbe

geben, die das bisschen Beschmutzen und Zertreten schon aufwiegt. – Aber die armen Bäume!!!

Nun, man hat ja die Wahl. Alles kann man nicht haben. *You cannot eat your pancake and have it all the same.* Die schönsten Bäume einzeln durch hohe Gitter schützen, ist unbeschreiblich hässlich, der Tod der Illusion, im grossen Landschaftsgarten überhaupt undurchführbar. Natürlich kann man Teile des gesamten Komplexes, in welchem man die Bäume auf Gnad und Ungnad stehen lässt, mit einem Zaun umgeben und Tiere darin halten, nur ist das nicht dasselbe, wie wenn sie frei im ganzen Parkbereiche umherziehen. Von malerischer Wirkung sind diese Paddocks selten, am ehesten noch solche für Mutterstuten und Fohlen. Schafpferche sind dem Grasswuchs ausserordentlich nützlich, Bilder geben sie keine. Dass Hase und Karnickel eine Pest für den Park sind, braucht nicht gesagt zu werden. Ein Freund von Nachtigallen darf auch das muntere Eichhorn nicht zahlreich werden lassen, so hübsch sich sein Getue auch in den Ästen ausnimmt; es ist ein kleines, aber allen Eiern und Jungen der gefiederten Sänger höchst gefährliches Raubtier. – Dagegen sind **Fasanen und Schwäne** wunderschöne, völlig harmlose Zierden für jeden Landschaftsgarten. Wenn **wilde Wasservögel** im schilfbewachsenen Ufer der Teiche heimisch werden, ist das ein weiterer Zuwachs holder Parkpoesie. Und vollends wenn die Schnepfe um Okuli sich einstellt! –

Das Attentat der Kinder auf den eigenen Vater hat, rechtzeitig erkannt und behoben, gewöhnlich nicht allzu viel zu sagen. Man lockert ringsherum die unbefugten Wurzeln, trennt jeden der Verbrecher scharf und sauber vom Hauptstamm und damit ist der Schaden, wenn die Brut weggeräumt ist, in der Regel erledigt. Denn alle jene Bäume, die nur halbwegs zum „Trauern“ (Hängelassen der Äste) eine Neigung besitzen,

verleugnen diese Neigung bei ihren etwas höher sitzenden Ästen auch nicht und diese sind ja meistens, wenn die untersten so, wie wir eben geschildert, abgeschafft werden müssen, auch schon von einer ganz respektierlichen Länge, reichen infolgedessen, **den Fuss des Stammes deckend**, ebenfalls bis zum Boden.

Natürlich wird man darauf zu achten haben, dass sie das schlechte Beispiel der älteren Geschwister nicht nachzuahmen suchen und überdies die etwa noch aus dem Wurzelhals hervorschiessenden Triebe erbarmungslos vertilgen.

Viel bedenklicher ist es, wenn nicht die eigenen Kinder den alten Stamm bedrängen, sondern **Gäste**, Schmarotzer, deren Samen vom Winde herbeitragen worden oder von einem Vogel, der ihn hier deponierte, vielleicht mit der im Laufe der Ereignisse aber ganz vergessenen Absicht, ihn wieder abzuholen. Der hübsche Eichelhäher macht sich mit solchen Witzen im Park besonders nützlich.

Leider, es muss gesagt sein, begehen ja auch die Menschen dieses schöne Verbrechen.

„Im kleinsten Raum – pflanz’ einen Baum
Und pfleg’ ihn fein – er bringt Dir’s ein“,

zitiert der Park-Banouse und erzählt die Geschichte vom grossen englischen Staatsmann, der immer eine Eichel in der Tasche mit sich trug, um sie, wo immer Platz war, in den Boden zu legen.

Rings um den Solitärbaum ist Platz genug. Da bleibt es dann leider meistens nicht nur bei einer einzigen Eichel. Sei dem nun, wie ihm wolle, heut’ oder morgen steht man ganz gewiss vor der Frage:

wer fallen soll, der Alte, oder sein jugendlicher,
am Ende vielleicht selber nicht so übler Rivale?

Solang wie's eben angeht, wird man natürlich trachten, den alten Herrn zu retten, besonders in dem Falle, wo der Park nicht sehr reich ist an Urgrossväter-Bäumen. Der Jüngling wird womöglich mit der Wurzel beseitigt. Die schnellere Methode, ihn einfach abzuhacken, hat den sehr grossen Nachteil, dass der **Stock wieder austreibt** und jahrelang zwei-, dreimal neu umzubringen sein wird. Im Unterlassungsfalle wäre das Mittel schlechter, als das Übel gewesen, dem es abhelfen sollte. –

Und nun zur intensiven lokalisierten Arbeit!

Wer Herz für seinen Park hat, der wird sich angewöhnen, ihn kritisch zu durchwandern. Da werden in seinen Augen denn auch die Unterschiede immer deutlicher werden zwischen „**Gedeihen**“ und „**Wachsen**“ und schliesslich wird das Ganze **in Räumlichkeiten dreifach verschiedenen Charakters** sich differenzieren: in Räumlichkeiten, welche die **Wachstumsmöglichkeiten unbehelligt besitzen**; in Räumlichkeiten, in welchen der Kampf ums Dasein wütet; in Räumlichkeiten endlich, die nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren haben, weil Sieger und Besiegte gleicherweise erledigt und keine Möglichkeit des Gedeihens mehr da ist.

A.

DIESES BÜCHLEIN wäre für die Katze geschrieben, wenn ich es meinen Lesern nicht schon klar gemacht hätte, was die Charakteristik des IDEALPARKS ausmacht. Ich darf mir also wohl die Konstatierung schenken, dass er – der Idealpark – aus lauter Räumlichkeiten der **ersten**

jener drei eben genannten Arten zu bestehen haben würde: aus lauter Räumlichkeiten, die „eine Zukunft“ haben und dank der Wirkung richtig angewendeter Parkkunst „eine Zukunft“ behalten.

Es gibt aber ein Stadium auch in den Landschaftsgärten, die eher als andere technisch ideal sind, wo alle Möglichkeiten des Entwickelns sich finden, besser gesagt: **noch** finden, das ist das **Jugendstadium** eines Parks oder Parkteiles.

Ich habe in meinem Leben so manche Landschaftsgärten aufgesucht und bewundert, in und ausser Europa. Den anmutigsten Eindruck hat unter ihnen eine ganz jugendliche Schöpfung in mir zurückgelassen, angelegt mit dem besten an Bäumen, Sträuchern, Stauden, die nur zu haben waren, auf üppiggrünen Wiesen von einem wasserreichen Forellenbach durchrieselt und scheinbar – da der Parkzaun sehr sachgemäss maskiert war – malerisch sich am Fusse des Gebirges verlierend.

Am anderen Morgen machte ich allein einen Rundgang. Himmel, war das ein Reichtum! Wer ihn davor bewahrte, sich selber umzubringen, in seinem eigenen Fette buchstäblich zu ersticken, hier hatte er ein Feld für sein Wissen und Können, wie es sich einem Parkmann so leicht nicht wieder bietet.

Der Hausherr, der mir nachkam, holte mich aus den Wolken auf die Erde zurück herunter. Nicht als hätte die Freude, die ich empfand und aussprach, etwa ihn kalt gelassen. Aber ich sah Schicksal dieses Edens besiegelt: alles war da! Das Eine und das Wichtigste fehlte: die notwendige Musse zu einer Wahrung der „Möglichkeiten“.

Es wäre zu schön gewesen! Bei dem trefflichen Boden und bei dem feuchten Klima reagierte das Wachstum auf die Ermunterungen wie ein Pferd auf den Spornstich: Hier waren Orgien möglich, aus dem Vollen

heraus! Nun, allzuschwer sind diese ersten Betätigungen der parkistischen Technik glücklicherweise nirgends. Gehen wir ihr nun also nur unerschrocken zu Leibe.

Vor uns liegt eine Pflanzung, die soeben erreicht hat, was der richtige Forstmann ungeduldig herbeisehnt: den Augenblick, in welchem sich die Bäume **berühren**. Von da an braucht er nur mehr, etwa in einem Turnus von 10-20 Jahren den „Bestand“ zu „durchforsten“, d. h. die unterdrückten Schwächlinge zu entfernen; für das Übrige sorgt der Bestand dann schon selber, da jeder Baum den anderen in der erwünschten Weise für die Brettsäge reif macht.

Im Landschaftsgarten wäre das der Anfang vom Ende. Statt den „Schluss“ zu erhalten ist er im Gegenteil sofort zu unterbrechen und dann dafür zu sorgen, dass er **nie wieder eintritt**. Unterbrechen bedeutet: eine Auslese treffen. Es fragt sich, was zu bleiben, was zu verschwinden habe.

Das Erste ist: **den Wegrand ehrlich frei zu bekommen!** Wir brauchen uns darüber nicht den Kopf zu zerbrechen, wer die Pflanzung gemacht hat. Der Revierjäger etwa oder aber der Gärtner. Sicher ist, dass sie **immer knapp an den Weg herangeht**. Es ist das **Zweite** der erwähnten fünf grossen, leider allen unseren Landschaftsgärten anhaftenden **Gebrechen**. – Beim Förster ist's begreiflich; den Boden auszunützen ist ihm in seiner Praxis zweite Natur geworden. Der Gartenkünstler kann sich von seinen Vorstellungen von dem lieblichen Bilde seiner Tulpen und Veilchen nie völlig losbekommen. Dass die Bäume wachsen und andere Dimensionen als Resedabordüren anzunehmen geneigt sind, geht ihm gar für's ganze Leben einfach über die Hutschnur.

Man lasse sich die Mühe nicht verdriessen und schreite, wo man nur kann, den Raum ab, den ein gesunder, alter, **freientwickelter** Baum mit

seinen Ästen zudeckt. Der Durchmesser wird nirgends viel unter 24 und der Radius – die Länge der weitestgehenden Ästen – so ungefähr **ein Dutzend Männerschritte betragen**.

Mache es dir zur Regel, **innerhalb einer Strecke von zehn Metern vom Wege keinen Baumwuchs zu dulden**.

Der Neuling in der Parkkunst ist leichenblass geworden. So viele schöne Bäumchen umsonst gepflanzt! Wie Schade!! Und lauter Kostbarkeiten!!! Das alles fortzuwerfen!!!

Fortzuwerfen? I, wo denn? Das junge Zeug wird alles noch Beschäftigung finden.

Einstweilen lässt damit sich eine Baumschule gründen: ein Reservoir, in welchem wir dann noch oft und gerne zu schöpfen haben werden. Ein paar Mal überpflanzen kann den Dingen nur gut tun. Noch nicht glücklich? Ich fürchte, das wird schauerlich leer sein. Leer! Das ist doch noch gar nichts! Das Eigentliche kommt erst. Wir sind ja erst bei einer Anlagenfront gewesen. Vorwärts Torero, auf in den Kampf! Zunächst aber noch eine notwendige Bemerkung.

Wer in den siebziger Jahren [1858+17=1875, Anm. v. AMS] des vorigen Jahrhunderts in Wien gelebt hat, wird sich noch des Festzugs erinnern, der unter Makarts Leitung viel von sich reden machte. – Der Meister nahm die Sache ernst genug: er skizzierte, probierte, korrigierte unermüdlich, und wenn ihm der Schneider ein Kostüm nicht so, wie er sich's dachte, zustande bringen konnte, griff er mit einem Male wohl auch selber zur Schere, Ritsch – Ratsch! Mitten hin in Samt und Goldbrokat. Den Nadelrittern standen alle Haare zu Berge.

Zünftig Handwerk in Ehren. Wer Grosses will, den dürfen Kleinigkeiten nicht binden. Der Altmeister der Parkkunst, *Fürst Pückler*, hat sich zweimal an seinen Landschaftsgärten glatt zugrunde gerichtet. Wenn er gekonnt hätte er noch ein drittes Vermögen seinem Beruf geopfert.

Well, das verlangt ja niemand. Aber Kunstfehler machen und unbehoben lassen, um ein paar miserabler Katalognummern willen, dafür soll sich ein Parkmann, auch ein kleiner, zu gut sein, und wenn er derlei wirklich, was ja hier nicht der Fall ist, auf den Mist werfen müsste.

Aber das ist's ja gar nicht, was ich bemerken wollte und mir nur *en passant* in die Feder geraten.

Sagen wollte ich dieses: Auf seine Grösse kommt es nicht an im Landschaftsgarten. Er bleibt ein Park, auch wenn er um vieles kleiner wäre als nebenan sein blumenübersäter Kollege. Aber er muss im Ganzen wie im Detail den Stempel der echten malerischen Grosszügigkeit besitzen, wenn er von seiner Rolle als ästhetisches Kunstwerk nicht herabstürzen soll.

Der Landschaftsgärtner hüte sich daher vor der Sünde des **Geizens mit dem Raume**. Das muss nun aber freilich richtig, verstanden werden. Ein jeder Landschaftsgarten besteht seiner Natur aus einzelnen durch Bäume und die Zufälligkeiten des Terrains voneinander unterschiedenen **Teilen**.

Angenommen, es müsste aus irgendeinem Grunde (und heutzutage gibt es ihrer ja eine Menge) der Park verkleinert werden, immer wieder verkleinert, bis schliesslich nur mehr einer dieser Teile verbliebe. Natürlich müsste man trachten, die neuen Grenzen wieder unbemerkbar zu machen und wenn nur irgend möglich den Fernblick zu erhalten.

Dann würde dieser Parkrest aber wieder ein Park sein.

Und es wäre ein Fehler, ihn durch eine Vermehrung der Bäume und der Wege reichhaltiger zu machen, durch Ornamente gleichsam schadlos halten zu wollen, die nicht hineingehören.

Überladen ist ärmlich. Gerade so wie Schimpfen und Randalieren feig ist. Grosszügigkeit bekundet sich in der Wucht, und **nicht** in der Anzahl der Dinge; im kühnen Schwung der Linien, vor allem aber in der olympischen Ruhe, die durch unmotiviert Verzierungen gestört wird, wie durch Mücken der Weidmann.

Leer! Guter Freund, was heisst das? Schimmernde Wasserflächen, die blaue Himmelskuppel sind leer genug und dennoch wird ihnen ihre Schönheit niemand absprechen wollen. Parkästhetik ist Raumkunst. Je kleiner der Bereich ist, je sorgfältiger musst Du vor Kleinlichkeit Dich hüten.

Und da, mein Lieber, mache Dir nichts weiss: die 10 Meter längs des Weges sind nur die Fixierung nach unten; das Minimum des Abstands, unter das Du nicht gehen darfst. (Einen einzigen Fall, die „Alleen“ ausgenommen, von denen weiter unten ja noch die Rede sein wird.) Und ein Maximum gibt's nicht.

Wir dürfen nicht vergessen: das wesentliche Merkmal einen Parks, seine Basis, die Grundlage, auf welcher er als Kunstwerk sich aufbaut, sind nicht die Bäume, sondern seine **Wiesen und Hänge**, das freie oder auch meinethalten das Leere und deshalb die Veduten ermöglichende Grasland. Die Bäume kommen freilich unter den Akzessorien an allererster Stelle. Wie viele ihrer dastehen, aber spielt keine Rolle. Im Gegenteil: zu wenig wird besser als zu viel sein. „**Wenig Bäume**“ bedeutet für den Park „**schöne Bäume**“. Platz musst Du ihnen gönnen. Platz in Hülle und

Fülle: Nicht Ellenbogenraum nur. Sonst wird Dein Landschaftsgarten Dir eines schönen Tages, ob Du willst oder nicht, ein misslungener – Wald sein. Und dann Adieu Veduten, auf nimmer Wiedersehen.

Eigentlich ist das Geizen mit dem Raume doch selber nur ein gedankenloses Vergeuden und Verschwenden, da all das angeführte wertvolle Material dann in der Regel **gar** keinen rechten Effekt macht.

Der Genuss eines Kunstwerkes ist immer an den **Standpunkt** der Betrachtung gebunden, der seinerseits dann wieder selbst von den Dimensionen des zu schauenden abhängt. Eine Kamee, die Fassung von Diamanten und Perlen, kannst Du dir sozusagen mit der Nase betrachten. Soll ein Salvator Ross, ein Tiepolo, ein Rubens die volle Wirkung haben, die ihm gebührt, dann musst Du, gering gerechnet, so weit von dem Bilde entfernt stehen, als das Meisterwerk hoch ist. Und mit dem **schönen Baume**, dem Meisterstück der Parkkunst, ist es genau das Gleiche. Wenn Du knapp neben ihm bist, siehst Du ihn überhaupt nicht.

Nun aber endlich weiter, ins Innere der jungen, des sog. Schlusses zu beraubenden Pflanzung.

Was für Menschen ein Lob ist, kann ab und zu für Dinge, die er benützt und grosszieht, einen Tadel bedeuten: **Eine Parkgruppe darf keine Tiefe besitzen.**

„Nichts dahinter“, so hässlich das Wort auf einen Menschen angewendet sich anhört, von einem Parkbaum lässt sich, im Hinblick auf die Zukunft des Baumes und des Parkes, gar nichts besseres sagen, als dass nichts hinter ihm und er selber allein steht.

Nun, dass die Isolierung nicht plötzlich vor sich gehen darf, braucht vernünftigen Menschen nicht erst gesagt werden. Für erstmal genügt es, den abhanden gekommenen Ellbogen recht gründlich wieder geltend zu machen, also so viele Bäume aus der Gruppe zu nehmen, dass die, die übrig bleiben, ein ganzes Jahr sich munter weiterentwickeln dürfen, ohne Gefahr zu laufen, dass sie sich mit den **Spitzen ihrer Zweige** berühren.

Mit jedem neuen Winter wiederholt sich der Vorgang, bis es dann einmal wirklich eine Tatsache sein wird, dass keiner von den Bäumen, die zum Bleiben bestimmt sind, einen „Hintermann“ aufweist.

Bisweilen wird die Wahl allerdings eine Qual sein, wenn alle Kondemnierten, weil sie doch schon zu alt sind, um überpflanzt zu werden, ausgehackt werden müssen. Man pardoniere immer die wertvollen Sorten und vor allem natürlich die gesunderen Bäume. Das wichtigste muss aber immer der Standort bleiben: je zentraler, je besser. Mit jedem Schritt, um welchen einer der Konkurrenten dem Weg oder sonst einem Rande der Gruppe näher steht und gestellt bleibt, wächst die Gefahr, ihn einmal (und natürlich dann immer im Augenblicke seiner allerschönsten Entwicklung!) niederlegen zu müssen.

Der Laie in der Parkkunst schüttelt das Haupt und kann sich keinen Vers darauf machen. „Keine Tiefe: Was soll das?“

Das heisst dem Landschaftsgarten ja das Wertvollste rauben! Ich will, wenn ich im Park bin, doch die Empfindung haben: ich bin allein, hier kommt mir die Aussenwelt nicht nahe mit ihren Quälereien; hier kann ich ruhig träumen, ohne fürchten zu müssen, dass ein roter Fabrikschlot wie ein Teufel mich angrinst und eine Feuermauer, Kanal und grau und nützlich, alles Denken und Dichten mir verdirbt und verleidet.

Was ich wünsche, ist Dickicht, undurchdringliches Baumwerk, uneinnehmbare Schanzen, aber nicht: „keine Tiefen!“.

Bon, gab der Koch zur Antwort und spuckte in den Kohl. Darüber lässt sich reden, junger Mann, und ich würde es mir zur Sünde rechnen, Regungen dieser Art Dir nicht gelten zu lassen. Wer weiss, um welche Perlen der Poesie die armen Epigonen da kämen, wenn man Dich hindern wollte, Deiner Muse zu dienen!

Eine Einrede aber wirst Du, denke ich, mir erlauben. Nämlich: der Landschaftsgarten soll nicht nur Musaget, nicht nur ein Freund und Gönner und Förderer der Dichtkunst, er soll noch etwas mehr, er soll selbst ein Gedicht sein.

Ein Lied! Und was für eines! Ein Lied, dem wir zu lauschen nie überdrüssig werden, weil es, so oft die Lerchen den Frühling wiederbringen, immer neu, immer schöner, denn je vorher, sich anstimmt.

Nun, und in diesem Liede, nimm mir's nicht übel, kann ich Deine Tiefen nicht brauchen.

Sie sind der **dritte** unter den **fünf habituellen grossen Fehlern im Parke**. Mit der Begründung will ich Dir nicht im Debet bleiben. Das führt uns aber weiter, an die Orte, in welchen, Dank Deiner Nichtbeachtung der Wachstumsmöglichkeiten, der Kampf ums Dasein wütet.

Da gibt's Tiefen genug! Ich will ehrlich versuchen, ihnen gerecht zu werden.

B.

WACHSEN: Was ist das? Weisst Du's? Ein Schimmer von Botanik und Physiologie des Pflanzenreiches sollte doch vorausgesetzt werden, bei jedem, der sich anmasst, über das Wohl und Wehe von Bäumen zu entscheiden.

Ich brauche also hier kaum daran zu erinnern, dass der Stamm eines Baums im Inneren aus Holz ist, welches ihm nur als Stütze zu dienen hat, als Rückgrat, ohne sonst an dem Leben und Gedeihen des Baumes einen Anteil zu haben – dass dagegen das **Wachstum** (und anders als durch Wachsen bestätigt ja die Pflanze ihr Leben überhaupt nicht) – dass dagegen das Wachstum in der Weise vor sich geht, dass der Saft aus den Wurzeln, resp. dem Boden in feinen, um das Stammholz liegende Röhrenchen aufsteigt, bis die Blätter erreicht sind, hier dank den Einwirkungen von Luft und Licht sich **chemisch in den Nährsaft verwandelt**, und dann auf seinem Rückweg aus der Krone zum Boden überall, wo er hinkommt, die Bestandteile absetzt, aus denen neue Blätter und neues Holz sich bilden.

Die Moral davon ist: das Wachstum eines Baumes kann ohne die drei „L“: Laub, Luft, Licht – nicht vor sich gehen. – Je mehr von allem da ist, um so freudiger wächst er, und umgekehrt natürlich: Jedes Minus verschlechtert. Und was vom ganzen Baume, gilt auch von seinen Teilen, von den Ästen und Zweigen, die, wenn sie mit dem Winde nicht mehr

spielen, die Sonne nicht mehr sehen, eine Weile vielleicht mit ein paar blassen und verkümmerten Blättern bzw. Nadeln noch grosszutun versuchen, dann aber in ihr Schicksal sich ergeben und sterben.

Ein Park ist eine künstlich schön erhaltene Landschaft. Das „schön erhalten“ wollen aber gleicht einem Hohne, wenn man die schönste Zierde eines Parks, seine Bäume, dem Verkommen anheimgibt. Und das geschieht, sobald Du den Gehölzen des Parks eine „**Tiefe**“ gestattest.

Mach' die Augen nur auf. Einer hinter dem andern stehen sie da, Deine Bäume! Und oft in Formationen, alles bunt durcheinander, dass wir die Zahl der Glieder gar nicht festlegen können. Theoretisch genügt es, uns nur an eine **Tiefe von drei Gliedern** zu halten; mehr als drei Glieder geben ganz dasselbe Ergebnis, nur natürlich entsprechend vergrössert und verschlechtert. Der Kampf ums liebe Dasein ist jedesmal der gleiche.

Drei Glieder, das bedeutet: um zwei Glieder zu viel. Es ist der Mühe wert, sich das deutlich zu machen.

Die Bäume in den Gliedern: 1 und 3, deren Lage ja besser ist, verlieren nur zum Teil ihre Äste: dort, wo sie an den Bäumen von Nr. 2 sich reiben, und jene in den Flanken, die ihre Kameraden ein und desselben Gliedes von rechts und links bedrängen.

Die Stämme in der Mitte aber werden entweder die auswärtigen Glieder unterbekommen oder im Gegenteil von ihnen niedergerungen werden. Ersteres hat zur Folge, dass sich die Aussenseiter nach oben nicht entwickeln und allerlei der Schönheit nicht zuträgliche Possen und Allotria treiben, Letzteres aber die, dass die mittlere Reihe einfach erstickt

und – nur mehr vom Gedränge gehalten an ihrem Platz – tot, töter und am tötesten stehen bleibt.

So tief sind wir ja hier noch, Gott sei Dank, nicht gefallen. Noch liegt vor uns noch alles recht fidel in den Haaren. Höchste Zeit hineinzufahren, wie der Donner in die Doppel! Ja, und an vielen Stellen mit der fröhlichen Aussicht, doch noch zu Recht zu kommen.

Wo's am fröhlichsten hergeht, stehen allerdings die Aktien ziemlich tief unter Pari. Ich meine jene Stellen, die sich vorübergehend in einem Stadium wirklich blendender Schönheit zeigen.

Noli tangere, Freund! Das ist kein Kinderspielzeug. Wenn Du mir glaubst und wenn Du parkistisch noch ein Kind bist, lass' die Hände davon. Aber geh' wie die Katz' um den Brei immer wieder daran vorbei und denke: denke, Freund, und studiere. Und heute oder morgen, wenn irgendwo die Schönheit – noch kaum bemerkbar – anfängt, ein wenig zu verblassen, wird der Kopf Dir schon aufgehen. Da wirst Du zeigen können, ob Du etwas gelernt hast. Und mittlerweile mach' Dich an die weniger schwierig zu behandelnden Stellen.

Die Leichen sind auch hier bereits weggeschafft worden. Unter dem, was noch lebt, eine Auslese halten, ist aber schon viel schwerer, als dort, wo alles jung und so ziemlich intakt war. Hier wirst Du überhaupt nichts Intaktes mehr finden.

Mit hoffnungslosen Krüppeln mache kurzen Prozess. Du brauchst Dich nicht zu fürchten, dass sie Dir oder andern im Traum erscheinen werden. Bäume sind schnell vergessen. Schneller noch als wir Menschen. Wie

oft habe ich einen dieser Art schon begnadigt, weil ich den Mut nicht hatte, dem Radau, den unfehlbar der Abgang dieses Schatzes zur Folge haben würde, in die Augen zu blicken. Aber wenn ich ihn schliesslich doch verurteilen musste, gewahrte ich mit Staunen, dass die Damen (natürlich waren's Damen gewesen!) den unfreiwilligen Abschied, den er genommen hatte, überhaupt gar nicht merkten!!!

Woran erkennt man aber, wenn's noch der Mühe wert ist, an einem, wie er dasteht recht unscheinbaren Baume seine Kunst zu probieren?

Nun, das lässt sich, ohne den Baum gesehen zu haben, ja nicht sagen. Ich meine, Du wirst im Allgemeinen gut daran tun, ganz herzlich dem unbewussten Drange des Talentés zu folgen. „*Il faut avoir l'instinct des choses de la nature*“. Man halte mir zugute, wenn ich das Wort Joinvilles (*Il faut avoir l'instinct des choses de la marine*) dem Zweck akkomodiere, dem zulieb' ich schreibe. Es passt auf alle Dinge, die einen vollen Einsatz der Persönlichkeit fordern. Mit einem halben Herzen greift man immer daneben. Wer in der Sache aufgeht, weiss, was er tut, auch wenn er, streng genommen, es nicht weiss.

Können ist mehr als Wissen. Wo Dir die Übung mangelt, werden beide nichts wert sein. Ich gebe also hier „aus der Prax ein paar Winke“.

1.

Vor allem kommt es an auf die **Art Deines Baumes**. „Wir Bäume wachsen nicht egal, der eine laut, der andere leise“... ich bitte um Vergebung, der Unglücks-Goethe kommt mir so immer in die Beine. Also die Bäume: dieser ist für immer verloren, wenn er sich seines Lebens eine Weile gewehrt hat; der andere beeilt sich, das Verlorene schleunigst wieder hereinzubringen, sobald man ihm gestattet, gründlich Atem zu holen.

Die ganze Stufenleiter hier abzuleiern hätte keinen Nutzen, man merkt sich so was gewöhnlich dann erst, wenn man sich einmal tüchtig seine Finger verbrannt hat. Ich greife auf gut Glück ein paar Namen heraus. Die **Eiche**, dieser Kaiser im Pflanzenreiche, steht da, was Kraft und guten Willen angeht, an erster Stelle. Die harten Edelhölzer, die **Weissbuche**, die Buche, die grossen **Ahornarten** kommen zunächst, die **Linde**, die **Roskastanie** wird man fast immer retten können. Vom kleineren Ge-lichter möchte ich Pfaffenhütlein und die **Hartriegelarten** ganz besonders empfehlen. Ohne Nachhilfe wird es in der Regel nicht gehen; ich werde weiter unten noch vom Baumschnitte reden.

Anders die **Nadelbäume**. Ich rate kurz und bündig über die Koniferen einfach ein Kreuz zu machen, sobald der Kampf ums Dasein, wie er es immer tun wird, sie eines Vollbesitzes ihrer unteren Äste nur irgendwie beraubt hat. Halt! Mit der Kiefer darfst Du eine Ausnahme machen, vorausgesetzt, sie hatte im Handgemenge immer Oberwasser behalten und sich auf diese Weise das Parapluie gerettet, das einen Freund des Südens an die Pinien erinnert und malerisch genug ist, besonders wenn der Baum weithin sichtbar gemacht wird.

2.

Die **Form** des müden Kämpfers, wie er jetzt vor uns da steht, spielt bei Deiner Entscheidung überhaupt eine Rolle. Wenn ihm die schlimmen Zeiten, die er durchleben musste, die Symmetrie gelassen, stehen die Chancen am besten. In diesem Falle hat er nämlich **entweder unten** seine Äste verloren, aber im Handgemenge (eben wie jene Kiefer) die Oberhand behalten, seine Lebenskraft also zur Genüge bewiesen, **oder oben** den Leittrieb nicht ausgestalten können, weil die höheren Nachbarn es nicht zulassen wollten. Waren diese nur hoch und nicht dicht in der Stellung oder in der Bestung und Belaubung gewesen, ist mit

ihrer Entfernung das Übel gleich behoben und der bisher beständig niedergepeitschte Wipfel wird sich im nächsten Frühjahr umso freudiger strecken. Allzufreudig bisweilen, auf Kosten des Pedals.

Viel weniger versprechen **unsymmetrisch** gewordene Bestandteile der „Tiefen“, und das sind alle jene, die nur auf einer Seite, dank ihrer Flankenstellung, sich gut entwickeln konnten, die Äste auf der anderen, auf der Seite des Kampfes, aber eingebüsst haben. In zweifelhaften Fällen hat da die Art des Baumes das letzte Wort zu sprechen. Wenn diese viel versprechend, und seine kahle Seite nach Süden orientiert ist, kann ja möglicherweise noch aus dem „halben Baume“ langsam ein ganzer werden. – Fort damit! ist das Beste. Es wäre denn, Du könntest ihn noch für ein paar Jahre als Lückenbüsser brauchen. Dazu kannst Du auch hohle oder sonst kranke Burschen ganz ungeniert verwenden, welche sonst selbstverständlich ausgemerzt werden müssten. Dass der Mohr augenblicklich verschwinden muss, sobald er seine Arbeit getan hat, braucht nicht gesagt zu werden. Mit blossem Füllzeug darf man keine Umstände machen.

3.

Ein Rat, den man Beginnern mit ganz besonderem Nachdruck geben sollte, ist dieser: Lasse Dich durch die **Grösse** eines Baumes nicht blenden!

Grösse allein genügt nicht. Für den Holzhändler wohl, aber nicht für den Künstler, der sich in seinen Bäumen ein Denkmal setzen möchte.

Forstliche Technik passt nicht in den Rahmen des Parkes. Die Anfänger erliegen aber gern der Versuchung, wenn sie, ins Dickicht kommend, den Überblick verlieren, sich immer, wie der Forstmann beim Lichten

der Bestände das sachgemäss zu tun pflegt, nur an die schönen, glatten, dicken Stämme zu halten, die die Gruppe beherrschen. Infolgedessen schlagen Sie nicht selten gerade die Zukunftsbäume nieder und die „Sieger“ erweisen sich hinterher als Nieten, die gar nicht bleiben können, weil sie das Bild verderben.

Dann hat man die Bescherung.

Der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 verdanke ich eine gute Lehre. Die Überzeugung nämlich vom malerischen Werte der **Harmonie** der Landschaft, also des Landschaftgartens.

Die Ausstellung bedeckte grosse Strecken des „Praters“, des Kaiserlichen Parkes an den Ufern der Donau, und war nach Kontinenten, bzw. zu Ländern sehr geschmackvoll geordnet. Im japanischen Teile war auch ein Park, genau so, wie sie im Inselreiche des Mikados zu sehen sind, aber in Dimensionen – so ungefähr ein Zehntel der natürlichen Grösse. Und – das Ganze war prachtvoll: Hundertjährige Zedern, die mir – ich war ein Bube von etwa 15 Jahren – nicht bis zum Gürtel reichten, „drei-Käse“-hohe Eichen mit weit verzweigtem Astwerk, smaragdfarbene Wiesen, durch die halbmeterbreite, Inseln bildende Flüsschen schöne Kurven beschrieben... ich konnte an dem Bilde wirklich mich gar nicht sattsehen.

Da kam mir der Gedanke: Wie wär's wenn mittendrin nicht eine Prater-Eiche von denen, die die grosse Türkennot noch erlebten, sondern ein ganz modestes europäisches Bäumchen von ordinärer Grösse hier stehen geblieben wäre, als man die Bodenfläche für „Ostasien“ räumte?

Wie das gewesen wäre? Ohne Zweifel abscheulich. Aber wenn Du inmitten harmonisch abgestimmter jugendlicher Gehölze einem Riesen

gestattest, mit seinen langen Armen herumzufuchteln, machst Du einen ähnlichen Fehler. Der Eindruck jenes Parkes am Fusse der Beskiden, war darum so berückend, weil dort vor dreissig Jahren nichts als Felder gewesen und dank dem gleichen Alter der Bäume und Gebüsche die Harmonie gewahrt war.

Solitärbäume können, wenn sie schön sind, natürlich kaum alt und gross genug sein. Damit sich ihre Schönheit aber zur Geltung bringe, ist eine ihrer Grösse entsprechende Entfernung vom Auge unerlässlich.

4.

Denn das Wichtigste bleibt für einen Parkbaum immer: der **Standort**, den er einnimmt. Oben wurde das schon erörtert, als wir in einem Dickicht von lauter jugendlichen Exemplaren die erste Auslese halten mussten. Hier gilt genau das Gleiche, nur in höherem Masse! Der Baum, dem wir die Ehre, ihn zu wählen, erweisen, muss derart richtig dastehen, dass er in hundert Jahren sich frei und ungehindert auszubreiten noch Platz hat.

Wo gleichwertige Bäume in Konkurrenz geraten, wird man also auch hier den entfernteren wählen.

Wie aber, wenn der Nahe nach Ort und Form den Fernen so fraglos überträfe, dass Du das Herz nicht hättest, die Regel zu befolgen, die ihn abschaffen möchte? Ja, guter Freund, das ist dann eine schlimme Geschichte. Wenn Du mich fragst, ich rate, den Schlechteren zu wählen, vorausgesetzt natürlich, dass er überhaupt ernstlich in Frage kommen durfte. – Wenn Du das aber einmal wirklich nicht über Dich bringst, behalt' ihn, Deinen Liebling, nur mache Dich gefasst darauf, er wird Dir Arbeit geben.

Das erfordert ein paar Worte über den **Schnitt der Bäume**. Er ist immer ein Eingriff, ein gewaltsamer, also unnatürlicher Eingriff in organisches Leben. **Kann** er vermieden werden, muss er vermieden werden. Wo man nicht mehr die Wahl hat, **muss** man wenigstens trachten, ihn der Natur des Baumes entsprechend auszuführen. Das ist dann wieder eine vollberechtigte „Wahrung der Wachstumsmöglichkeiten“.

Auf Seite 26 haben wir schon besprochen, wie das Wachsen vor sich geht. Hier wäre nachzutragen, dass jene Röhrenbündel, durch die Saft des Baumes zirkuliert, in zwei Schichten übereinander liegen. Die innere, dem Holze nächstliegende, besorgt nur den Aufstieg des Saftes, die äussere, die wieder ihrerseits von der Rinde umgeben wird, vermittelt aber nicht nur den Abstieg, sondern auch die Verwandlung des Saftes in den Zuwachs an neuem Holz und Laubwerk.

Wir müssen zwischen „**Stutzen**“ und eigentlichem „**Schneiden**“ einen Unterschied machen.

„Stutzen“ ist blosses Kürzen noch nicht verholzter Triebe. Es wird von allen Bäumen der gemässigten Zone geduldig hingenommen. Von manchen so geduldig, dass sie auf diese Weise sich Formen geben lassen, an die sie in der Freiheit nie gedacht haben würden, die aber, einem Bauwerk angepasst, eine Zierde und im Obstgarten eine willkommene Unterbrechung monotoner Palmetten und Kordons bilden können.

Im Landschaftsgarten stutzen wir nur in jenen Fällen, wo wir statt langer Zweige dichte Belaubung wünschen.

Ein junger Trieb zeigt immer eine mehr oder minder grosse Anzahl symmetrisch an ihm sitzender Knospen, aus denen sich im Frühjahr,

wenn er nur nicht gestört wird, seine Blätter entwickeln. Stutzt man ihn, schiesst der Nährsaft, der sonst dem ganzen Triebe zu gut gekommen wäre, so heftig in die beiden, an der Stelle der Kürzung (also jetzt an der Spitze) sich befindenden Augen, dass aus diesen statt Blättern neue Zweige hervorgehen. Mit einem Worte also: durch das Stutzen **verdoppelt** sich die Anzahl der Zweige und demgemäss natürlich auch die Dichte des Laubes, mit welchem sich der Baum an den Zweigen bekleidet.

Wir können dieses Stutzen ohne jeglichen Schaden Jahr für Jahr wiederholen, nur wird es sich empfehlen, auf die Tendenz der Bäume, sich stets mehr oder minder als eine Pyramide (dachförmig) aufzubauen, soweit Rücksicht zu nehmen, dass ihr Umfang von unten nach dem Scheitel zu abnimmt. Dadurch wahrt man die Form, die sie bekommen hätten, wenn ihnen die Berührung mit Messer oder Schere erspart geblieben wäre.

Das ist besonderes wichtig für die „**lebenden Zäune**“, denen im Park gewöhnlich nicht die Pflege zuteil wird, wie sie die Spielereien im „Französischen Garten“ oder die Formobstbäume für sich in Anspruch nehmen. Man gibt dergleichen Zäunen meistens senkrechte Wände. Das hat aber den Nachteil, dass sie bald lückig werden und immer einen durchaus unnatürlichen Eindruck auf den Beschauer machen. Wenn man sie derart zustutzt, dass ihr Durchschnitt ein Dreieck mit stumpfer Spitze bildet, werden sie lange halten und wenn die Linie gut ist, in der Regel recht hübsch sein, besonders wenn die Sonne ihnen Streiflichter aufmalt und mit den grossen Bäumen Farbenkontraste wachruft: Feldahorn, Eiche, Taxus, Weissbuche, Buxbaum eignen sich dafür wohl am besten.

Blühende Büsche kann man nur durch Stutzen in ihrer vollen Schönheit erhalten. „*Badly kept*“ – schlecht gehalten, sagt der englische Fachmann,

wenn er Ziersträucher antrifft, die – keine Schere kennend und daher mass- und formlos ins Blaue hinein wachsen – sich selber ruinieren.

In den „wilderer“ Teilen der grossen Landschaftsgärten ist ein so intensives Bevormunden natürlich in der Regel nicht möglich. Dort haben, streng genommen, diese feineren Sachen aber auch nichts zu suchen. Will man sie doch dort haben, muss die Axt sie verhindern, zu „Polypen“ zu werden, also durch **Isolieren** die Wachstumsmöglichkeiten ihnen nachdrücklich wahren.

Das eigentliche „**Schneiden**“, also das Operieren am Holzkörper der Bäume, ist viel weniger harmlos.

Der Parkarbeiter freilich, dem der Auftrag zuteil wird, einen Ast zu entfernen, macht sich's bequem: er sägt ihn an irgendeiner Stelle, mir nichts, dir nichts, herunter und geht, behaglich pfeifend, die Leiter auf dem Rücken, zum nächsten Opfer weiter. Auf diese Weise kann er ganz gut in einem Tage hundert Bäume ermorden!

Er kann es. Und er tut's auch: Es ist das vierte grosse parkistische **Verbrechen**, dem wir im Landschaftsgarten auf Schritt und Tritt begegnen.

Die Leute sind zu träge, den Ast ganz zu entfernen, und lassen an der Basis einen hässlichen **Stumpf** stehen, der früher oder später jedem Baume den Tod bringt.

Wie geht das zu? Der Vorgang ist natürlich genug. Wie wir bereits erörtert, kann der Saft eines Baumes immer nur in den Blättern sich in Nährsaft verwandeln. **Der Stumpf hat aber keine!** – Darum muss er verhungern.

So tapfer nun das Holz auch, solange zwischen ihm und der Rinde das Leben noch froh pulsiert, dem Unheil immer die Stirn bietet, erliegt es unerbittlich, wenn dieser Pulsschlag aussetzt, dem allmächtigen Feinde allen Gedeihens, der Fäulnis. Sie beginnt in der Mitte des durchschnittenen Astes und weil die Rindenhülle, die nur allmählich abstirbt, um die Fäulnis herum einen Schutzmantel bildet, dringt diese, unbehelligt ins Innere des Baumes. Und damit ist gewöhnlich auch sein Schicksal besiegelt.

Freilich, die hohlen Bäume leben manchmal noch lange. Durch geschickte Behandlung – Ausbrennen, Amputieren, Amputieren abgestorbener Rinde, Ersatz des ausgefaulten Holzinneren durch Steine, die man mit Mörtel auffüllt. – Durch Pflanzung von Schlinggewächsen am Fuss der Veteranen kann man ihnen sogar täuschend genug das Aussehen gesunder Bäume geben. Der ganze Jammer aber ist so leicht zu vermeiden, dass es schwer fällt, den alten und leider erbgessenen Schlendrian zu begreifen.

Das ist auch zu empfehlen am Fusse solcher Bäume, die ihre unteren Äste verloren haben, aber im Übrigen gesund sind. Dadurch bekommen sie wieder ein ganz brauchbares Aussehen. Wilder Wein, Epheu, Hopfen, Pfeifenstrauch, Kürbis, Winden, Schlingrosen und Clematis, eine schönere als das andere!

Worin liegt das Geheimnis? Im Vermeiden der **Stümpfe. Im Absägen des Astes knapp und restlos am Stamme!** Wenn die Wunde sehr gross ist, empfiehlt es sich, ihr einen antiseptischen Anstrich zu vergönnen, nachdem man die Bänder glatt geschnitten, die etwa durch die Säge zerrissen worden wären, und ihn alle zwei Jahre oder so zu ermauern.

Welchen Anstrich man nimmt, hat gar nichts zu bedeuten. Ölfarbe, Wagenschmiere, Steinkohlenteer, das eine ist so gut wie das andere, wenn es nur dicht genug ist, den Lüften und der Nässe den Eintritt zu verweigern.

Et voilà tout. Der Nährsaft, für den der glatte Wandrand kein Hindernis bedeutet, zirkuliert ruhig weiter, gewissenhaft bedeckt er die Schnittfläche mit neuem lebendigem Gewebe, das Loch wird immer kleiner, bis es gänzlich verschwindet.

So habe ich schon Äste mit einem Basisumfang von 70 cm und darüber beseitigt und die Heilung, die aber in derartigen Fällen viele Jahre beansprucht, ist mir immer gelungen. Mit einem einzigen Aste wird es nun aber freilich wohl in den meisten Fällen nicht sein Bewenden haben. Und damit sind wir wieder bei dem fraglichen Baume, der, weil er nah am Wege, eigentlich fallen sollte, und den Du umzulegen Dich nicht entschliessen konntest.

Nicht einen, **alle** Äste wird er hergeben müssen vom Fuss bis zum Wipfel, die einigermassen senkrecht auf den Wegrand gestellt sind.

Und wenn er im Verhältnis zu der Breite zu hoch ist, ein Fehler, den die meisten im Schluss gewachsenen Bäume ja zu besitzen pflegen, wirst Du ihn **köpfen** müssen!

Freilich nicht, wie die Bauern, sagen wir in Galizien, die armen Weidenbäume. Sondern *à l'italienne*, wie die Franzosen es nannten, wenn jemand in den Tagen ihres dreizehnten Ludwig, zierlich, wie vom Chirurgen, aus der Welt geschaffen wurde. So behandelt, vertragen die Bäume in der Regel das Köpfen ausgezeichnet.

Das Prinzip ist das Gleiche, wie beim Entasten, also das Vermeiden der Stümpfe. Die Vorbedingung aber ist ein Ast, der sich eignet, in der gewünschten Höhe als Kopf zu figurieren. Er muss noch weich genug sein, um sich am alten Stamme hinaufbiegen zu lassen, und wird in dieser Stellung fest an ihn angebunden. Wenn er zu lang und schlank ist, darf er eingestutzt werden. Und ein paar Finger höher köpft man zum ersten Male. Mit der nötigen Vorsicht, damit der Baum beim Fällen sich nicht am Ende räche und unerwartet Gleiches Dir mit Gleichem vergelte. So ein Trumm Holz kann nämlich hin und wieder recht schwer sein. – Dass man zuerst die Seite, nach der der Baum sich hinneigt, ansägen muss, damit er sich beim Fällen nicht spalte, darf nicht vergessen werden. Wenn der Arbeiter merkt, dass die Säge sich festklemmt, muss auf der anderen Seite der Schnitt vollendet werden.

Für diesen teil des Köpfens wird das zeitliche Frühjahr der richtige Moment sein und im Hochsommer führt man dann die Sache zu Ende. Der Stumpf, den wir gelassen, damit der neue Wipfel sich, an ihn festgebunden, in seine Rolle finde, **muss nun beseitigt werden**, und zwar, damit der Nährsaft keinen Widerstand finde, mit einem möglichst schrägen und gleichmässigen Schnitte, worauf der Wundrand wieder mit dem Messer sehr zu glätten und die Schnittfläche wieder dick zu bemalen sein wird.

Was das Verheilen angeht, kannst Du den Baum nun ruhig sich selber überlassen. Nur eines ist bedenklich. Der neue Kopftrieb hängt jetzt doch noch recht problematisch, durch Holz beinahe gar nicht, mit dem Stamme zusammen, ist daher nicht geeignet, den Stürmen Trotz zu bieten, und muss infolgedessen für eine gute Weile noch einen Halt bekommen, wenn der Stumpf nicht mehr da ist, den wir aus anderen Gründen aber entfernen mussten. Dazu eignet am besten sich ein starker,

gerader Schössling aus hartem Holz, doppelt so lang beiläufig wie sein Schützling und oben in eine Gabel endend. Man draht ihn um und stellt ihn mit der Gabel auf einen der Seitenäste derart, dass er um ein paar Finger kürzer ist als der Wipfel und bindet ihn von unten nach oben möglichst sorgsam zu wiederholten Malen an den Stamm und den neuen noch nicht mündigen Kopftrieb. Die Gabel wird die Stütze am Hinabgleiten hindern.

Um nicht beschmutzt zu werden, wird man gut tun, den Anstrich erst ganz zuletzt zu geben. Ob aber dann die Stütze überflüssig geworden oder nicht, wird der Fortschritt in der Heiligung erst zeigen. Solange nicht der wundrand ausgiebig überwallt und überdies der neue wenigstens halb so dick ist wie der ältere Stammteil, würde ich dringend raten, sie weiter zu belassen.

Wenn Du aber nun glaubst, dass die Sache zu Ende und die Arbeit getan ist, keine Rede, mein Bester! Im nächsten Frühjahr wird Dir, warte nur, dieser Liebling recht ungemütlich werden. Vor allem wird er nämlich Extra-Touren probieren, senkrechte Triebe machen, die den künstlichen Wipfel gern überflügeln möchten, und an dem Wurzelhalse, also knapp überm Boden auf einmal eine Neigung zum Hervorbringen einer stark illegitimen Nachkommenschaft bekunden. Das alles muss beständig wieder abgeschafft werden.

Und wenn Du ein paar Jahre aus irgendeinem Grunde für Deinen Landschaftsgarten nicht die nötige Zeit hast, wird eines schönen Tages das Wiedersehen ganz sicher kein Freudenfest bedeuten und der Baum Deinem Traumbild nachzugeraten sichtlich sich nicht angestrengt haben. Am schlimmsten aber ist: das alte Gravitiere zum Wegrand steht nun wieder in der üppigsten Blüte.

Also wieder von Neuem die Sägerei beginnen? Ja nun, die alten Bäume sind wie die alten Menschen und haben es nicht gerne, wenn an ihnen beständig noch herumkorrigiert wird. Zum Schluss wirst Du reuig doch noch zur Hacke greifen.

Ich rate also nochmals, überleg' Dir's und lasse von den zwei Kompetenten den Entfernteren leben, auch wenn er dir zur Stunde weniger zu Gesicht steht. Dann wirst Du Frieden haben, der Baum wird Deinem Wege nie in die Quere kommen und seinen Kameraden mit Familiaritäten nie lästig fallen wollen und wenn er tausend Jahre am Leben bleiben sollte!

Ist das klar?

Nein, noch gar nicht. Das würde ja besagen, dass so ein Park am Ende – **nur mehr aus Einzelbäumen** zu bestehen haben würde. Das ist erstens nicht möglich. Zweitens wäre es unschön, weil er dasselbe, also langweilig wäre. Und drittens können Bäume, die sich nicht nahe kommen, nichts verbergen, die Aussicht auf Mauern, Dächer, Schlöter, und was dergleichen Töter von Illusionen mehr sind, würde infolgedessen für alle Zukunft nie mehr aus der Welt geschafft werden.

Die **Unmöglichkeit** gebe ich Dir zu. Ohneweiters. Aber nicht etwa deshalb weil die Arbeit zu gross ist. Da sind durch Menschenhände doch noch andere Dinge zustande gebracht worden!

Aber im Park ist Leben, und wo Leben, ist – Sterben. Und an Stelle der alten eingegangenen Bäume muss nachgebessert werden. Stillstand ist immer Rückschritt in einem Landschaftsgarten. Je älter so ein Park

ist, umso häufiger werden wir jüngere und **dichte**, immer nur ganz allmählich zu lockernde Verbände in ihm antreffen müssen.

Langweilen aber würde Dich, wenn es möglich wäre, so ein „Parterre von lauter Königen“ ganz gewiss nicht! Bedeutendes wird immer sich durchzusetzen wissen, auch wenn es monoton ist. – Eintönigeres gibt's nicht, als eine lange Reihe regelmässiger Perlen. Und doch lässt man sich's gerne Hunderttausende kosten.

Du stellst Dir, wie ich glaube, das ganz unrichtig vor! So, wie in manchen Ländern, etwa in Oberösterreich und im nördlichen Deutschland, in grossen Bauergütern an den Rainen der Felder alte Obstbäume dastehen? Nimm statt der Felder Grasland und denke Dir die Bäume bald näher und bald weiter, also unregelmässig auseinander geschoben, nun, auch **das** gäbe immer schon sehenswerte Bilder! Um wie viel mehr nun eine gewollt liebliche Gegend, wo sich Wege und Landschaft lediglich in der Absicht auf malerische Wirkung gegenseitig bedingen.

Einzelbäume – der **Sache**, aber nicht dem **Effekt** nach! Wenn Du es richtig anfängst, kannst Du mit Einzelbäumen jeden Effekt, auch den eines Dickichts, erzielen...?

Jawohl, und darum kannst Du mit Ihnen auch **verbergen**, was Du nur willst, und wenn es der Chimborasso wäre! Dazu hast Du nun freilich intakte Bäume nötig, und da Du, wo wir stehen, sie nicht findest, gehört das in das nächste Kapitel.

Vorher nur einen Blick noch in jene Räumlichkeiten, die nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren haben, weil Sieger und Besiegte gleicherweise kaputt sind.

KRONIKA

Zu machen ist da nichts mehr. Höchstens bleiben zu lassen. Nämlich das allzurasche Niedersäbeln von Allem, was überhaupt nur dasteht.

So schlecht ein Baum auch sein mag, als blosser Lückenbüsser ist er auf ein paar Jahre, bis Besseres heranwächst, vielleicht doch noch zu brauchen. Schau' Dir jeden gut an und verfüge, was recht ist.

Die Mittagsglocken läuten. Also her mit dem Frühstück. Von vielen Reden bin ich schon ganz heiser geworden.

Dritter Abschnitt:

Die Pflanzung

SINTEMAL NUN alles beisammen dahier,
Tinte, Feder, Tobak und Papier...

Und weil das gute Frühstück uns wieder jung gemacht hat, wollen wir noch das dritte seiner Erhaltungsmittel: die Verjüngung des Parkes – *con amore* – betrachten.

Wie immer, wenn die Teile eines Arbeitskomplexes in einem und demselben grossen Endziel aufgehen, greifen diese drei Mittel beständig ineinander und so begegnen Wege und Wachstum auf der einen und die Wiedererweckung des erstorbenen Lebens sich von der anderen Seite auf Schritt und Tritt und führen einander gegenseitig zum gewünschten Erfolge.

Die Prozedur des Pflanzens lässt sich am besten schildern, wenn man auf die drei Fragen:

WIE?

WAS?

WO? eine klare Antwort zu geben trachtet.

A.

Fragen wir also erstens: **WIE** wollen Bäume und Sträucher zweckentsprechend gepflanzt sein?

Und damit habe ich endlich den lange gewünschten Anlass, von den „Sträuchern“ zu reden.

Weil ich bisher im Ganzen nur die Bäume behandelt, darf nicht gefolgert werden, dass ich diese mit Ausschluss ihrer kleineren Vettern allein als legitime Bürger des Landschaftsgartens anerkennen wissen möchte.

Weit gefehlt! Die „Gebüsche“, also nicht nur die Sträucher, auch die „**Stauden**“, die nicht mehr so ausgiebig verholzen wie die vorher genannten, sind wichtige Faktoren für die Schönheit des Parkes. Dem Bücherschreiber aber geht's wie dem Bildermacher: zuerst die grossen Linien und entscheidenden Formen und dann der kleine Aufputz, die bunten Seidenbänder, Silberborten und Knöpfe, ohne welche das ganze eine Nüchternheit bliebe.

Der Grund, warum ich hier schon vom letzten Aufputz rede, ist allerdings zunächst negativer Natur: Ich möchte nämlich sagen, dass ich über das „WIE“ der Pflanzung dieses Kleinzeugs kein Wort verlieren werde. Das darfst Du Deinem Gärtner ganz ruhig überlassen: Hier fühlt er sich zu Hause und wird die angewandten paar halben Stunden sicher nicht

verloren erachten, vielmehr auch hinterher noch, wenn er was taugt, mit Liebe durch Jäten und Begiessen, und was die hübschen Dinger sonst allenfalls noch brauchen, für ihr Fortkommen sorgen.

Anders steht's mit den **Bäumen**.

Die werden einem Gärtner immer Stiefkinder bleiben: „nur Bäume“, die zu pflegen, wenn ihm das überhaupt je einmal doch in den Sinn kommt, jeder Tagelöhner ausreicht. Ich rate Dir als Freund, diesen Tagelöhner also im Auge zu behalten.

Es verlohnt sich der Mühe. Wenn bissel was an ihm ist, wird er in kurzem Spass an der Sache bekommen und nach und nach ein Künstler in seinem Fache werden. Ich habe mehr als einen solchen Naturästheten mir erzogen und manchmal die Präzision bewundert, mit welcher diese simplen, aber eifrigen Burschen meine Pläne erfassen.

Bäume versetzen können sie, wenn befragt, natürlich von vornherein schon alle. Da ist ja nichts dahinter: Ein Loch, ein Baum, die Wurzeln ins Loch hinein, die Erde wieder darüber, und fertig. Leider gelingt's bisweilen. Meistens nicht. Und ich glaube, man zahlt den hohen Tagelohn selten nur in der Absicht, damit seine Empfänger in frischer Luft Bewegung und Appetit bekommen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, ich möchte doch zu einem sicheren Vorgehen raten, nach folgendem Rezept:

Das Erste, was wir brauchen, um einen Landschaftsgarten rationell zu verjüngen, ist: das Pflanzenmaterial in möglichst grosser Nähe zur Verfügung zu haben. Eine „**Baumschule**“ also.

Die ersten zwei, drei Jahre wird sie aber natürlich dem Park nichts liefern können. Wenn irgendwo sich Lücken derart unliebsam machen, dass sorgfertiges Pflanzen unvermeidlich erscheint, stehen **zwei Auswege** offen: Wir können das, was Not tut, von einer guten Firma uns kommen lassen, oder wir können es zu Hause in Park und Wald zusammen zu bekommen versuchen. Beides hat Schattenseiten, unter denen wir nicht mehr zu leiden haben werden, sobald wir einen Vorrat vielversprechender Bäumchen herangezogen haben.

Eine Baumschule hat zwei verschiedene Arten von zukünftigen Bäumen immer bereit zu halten: die „**Sämlinge**“, die jüngsten, die, wie der Name dartut, eingesät worden waren, und die „**Pfänzlinge**“, die sich aus den Sämlingen langsam in der Weise entwickeln, dass wir sie immer wieder von Neuem übersetzen, oder, um doch als Fachmann von der Sache zu reden, von Neuem „**überschulen**“. Per „**Heister**“ tituliert man die jungen Laubholzbäume, die die Schule verlassen, um dem Ernst des Lebens gegenüber zu treten.

Häufiges Überschulen ist Haupt- und Grundbedingung für's Gelingen der Pflanzung. Denn liesse man den Sämling bis zu seiner Verwendung unbehelligt im Saatbeet, würde er im Gedränge mit den vielen Geschwistern eine haltlose Gerte mit einer langen, aber beinahe wertlosen Wurzel. Der ideale Heister soll ein kerzengerades, starkes Stämmchen besitzen, und einige symmetrisch verteilte Seitenäste. Als Wurzel soll er aber nicht etwa eine lange und kahle Rübe haben, sondern eine – **Perücke!** Eine förmliche Quaste von feinen, zarten Fasern, lauter Saugapparaten.

Denn die verholzte Wurzel ist, wie der Stamm, nur Stütze und hat, wie er, am Leben des Baumes keinen Anteil: wenn wir sie aber kürzen, was

wir beim Überpflanzen nie unterlassen dürfen, reagiert sie durch Treiben von neuen Faserwurzeln. Hierin und im Entlocken seitlicher Triebe liegt ja der Witz des „Überschulens“.

Das zweite was wir brauchen, ist die gewissenhafte **Vorbereitung des Bodens**, dem wir die jungen Bäume für den Rest ihres Lebens anzuvertrauen gewillt sind. Die Baumschule muss immer tief gelockerten, also rigolten Boden haben. Willst Du die Wurzeln plötzlich, wenn der Baum in den Park kommt, vor die Aufgabe stellen, durch hartes, totes Erdreich sich gleichsam durchzubeissen, darfst Du Dich auch nicht wundern, wenn das Wachstum des Heisters keinen Triumph bedeutet.

Grosse Pflanzlöcher also! Und lange schon, bevor wir ihnen die Bäumchen bringen, sie offen liegen lassen! Ein ganzes Jahr womöglich, oder doch einen Winter, dass Luft und Frost und Nässe tüchtig eindringen können. Damit die braunen Haufen ausgehobener Erde dem Blick entzogen werden (die Löcher selbst verschwinden, stören also fast gar nicht, höchstens wenn man hineinfällt), lassen wir sie am besten in die „Küche“ verführen, den Ort, wo wir für alle Bäume des Landschaftsgartens, welche dessen bedürfen, die „Komposte“ bereiten, den notwendigen Zuschuss nährstoffhaltigen Erdreichs.

Solche Garküchen braucht jeder Park und sie lohnen ein bisschen Arbeit reichlich, welche ihnen gegönnt wird. Ein Platz wird sich schon finden. Man schichtet alle Erde, die anderswo zu viel ist, dort einfach auf, dazwischen eventuell auch Bauschutt und alles, was an Dingen, die leicht faulen, im Weg liegt. Es ist gar kein Verbrechen, **nur Erde** zuzuführen. Das bloße „Kompostieren“ – unbenützt liegen lassen – dieser Erde genügt schon, um sie besser zu machen.

Zu üppiger Kompost sollte beim Bäumsetzen nicht zur Verwendung kommen. Man streue diesen lieber auf die dürrftigen Wiesen, die auf die Gnadengabe auch sofort reagieren, oder mische ihn tüchtig mit geringem Erdreich, um dann mit dieser Mischung die Pflanzlöcher zu füllen.

Man kann die Löcher rund oder viereckig machen: Darf oder soll die Erde, die ausgehoben worden, beim Pflanzloch liegen bleiben, wird der Arbeiter gut tun, sie in 3-4 Schichten, wie sie der Spaten aushebt, **gesondert** aufzuhäufen, also 3 oder 4 voneinander getrennte kleine Hügel zu machen. Die Ursache liegt darin, dass die Schichten, je tiefer sie liegen, desto ärmer an Nahrungswerten werden. Das Liegen wird sie freilich noch ein wenig verbessern, trotzdem ist anzuraten, wenn die Pflanzzeit gekommen, die Ordnung umzukehren und die Erde des **ersten** Spatenstiches zu **unterst** in die Grube zu bringen, dorthin, wo sie die Spitzen der Faserwurzeln suchen.

Man hüte sich, zu pflanzen, wenn es stürmt oder friert. Ein Grad Kälte genügt, um alle Faserwurzeln augenblicklich zu töten.

Wenn die Grube fast voll ist, und man noch in der Mitte ein kleines spitzes Berglein errichtet hat, ist alles zum Empfang bereit und der Moment gekommen, nach dem Bäumchen zu schicken.

Gewöhnlich ist es nötig, sie etwas zu beschneiden, symmetrischer zu machen, eventuell zu köpfen. Da die Wurzeln nur selten ganz intakt bleiben werden, darf man auch nicht verlangen, dass die, die übrig bleiben, den Baum in seiner ganzen früheren Grösse ernähren.

Stärkere Wurzeln trachte man immer so zu schneiden, dass die Fläche des Schnittes auf den Boden zu stehen kommt, also horizontal. Den

Fasernwurzeln nimmt man, wenn nötig, die zu langen und die etwas lädierten oder trockenen Teile.

Hierauf setzt man das Ganze auf das wartende Berglein. Man drückt die starken Wurzeln nicht heftig in die Erde, sondern bohrt mit dem Finger den benötigten Raum vor; die kleineren verteilt man, wenn die grossen platziert sind, um das Berglein herum und lässt sich unterdessen von Gehilfen die Wurzeln (und die Hände) solange mit Erde überschütten, bis die Wurzeln bedeckt sind. Man achte gut darauf, dass keine hohlen Stellen, in denen sich der Boden sonst bald einstellen würde, unter den Wurzeln bleiben. Sobald der Punkt erreicht ist, bis zu welchem die Wurzeln früher zugedeckt waren, darf keine weitere Erde mehr zugeschüttet werden.

Nun drückt man mit den Händen das Ganze leicht zusammen, so dass rings um das Stämmchen der Boden mässig abfällt, macht eine flache Mulde in der Form eines Ringes an der Basis des Bergleins, entleert über das Ganze eine mit feiner Brause versehene Wasserkanne und die Sache ist fertig. Ist der Baum klein und hat er schon sehr entwickelte Wurzeln, bzw. einen genügend festen Ballen, bedarf er keiner Stütze.

Vor Frost und Sonnenhitze schützt man die Wurzeln anfangs durch mässiges Bedecken mit dürrer Laub und Reisig. Bei grosser Dürre wird man im ersten Jahre manchmal tüchtig begiessen müssen.

Der Wurzelhals hat immer vollkommen **frei zu bleiben!** Lieber zu wenig Erde, als ein wenig zu viel! Ersticken ist für niemanden eine besondere Freude, aus Koniferen aber, die zu tief gesetzt werden, wird nimmermehr was Rechtes.

Älteren Bäumen schadet ein Anschütten mit Erde in beträchtlicher Höhe, wie das im Landschaftsgarten beim Planieren ja vorkommt, aber bisweilen gar nicht. Welche Arten es dulden und welche nicht, das kann ich aus eigener Erfahrung aber leider nicht sagen. Ich glaube – Eichen, Pappeln, Weiden, vielleicht Kastanien, wachsen ungestört weiter.

B.

Wenn Kleider Leute machen, machen den Park die Bäume. – Nur mit dem Unterschiede, dass der Schneider den Körper seiner Kunden doch immer lassen muss, wie er ist, der Landschaftskünstler aber es durchaus in der Hand hat, auch das, was er mit Kleidern von Holz und Laub versehen will, wesentlich zu verschönern.

Von dem Anpassen der Wege an die Gestalt des Bodens und der „Terrainbewegung“, die die Gestalt des Bodens der Wegtrassierung anpasst, war schon an anderer Stelle, und wie ich hoffen möchte, deutlich genug die Rede. Bevor wir an die Frage: **WAS** pflanzen wir? herangehen, will ich noch ein paar Worte der **Bodenoberfläche** und ihrer Pflege widmen.

Ich möchte um Himmels willen nicht missverstanden werden! Es liegt mir wahrlich fern, zu einem Überkünsteln, besonders zur Verwendung vieler Blumen zu raten! Richtig gegeben, wirken ja die leuchtenden Farben in der Landschaft bezaubernd, hier keinen Missgriff machen, ist aber schon der Gipfel der Landschaftskunst zu nennen. Der Anfänger wird gut tun, sich in Grenzen zu halten und seinem Park vor allem den Charakter zu wahren.

Sonst steht er eines Tages erstaunt genug in einem – toll gewordenen **Garten**, der weder Fisch noch Fleisch, keinen wirklich befriedigt.

Ich schreibe für Beginner, will also nicht von Blumen, sondern vom Gras reden und kann nur dringend raten, seine Pflege beharrlich im Auge zu behalten und sie mit allen anderen Betätigungen reger parkästhetischer Neigung Hand in Hand gehen zu lassen.

Ein Park, in dem das Grasland voller Unkraut und Moos ist und man überall Löcher und Maulwurfhaufen antrifft, sieht wie ein unrasierter und ungewaschener Mensch aus: je kostbarer der Rock ist, je ekelhafter wird auch seine Visage wirken. Man glaube also ja nicht, dass „Parkkunst“ mit den Bäumen schon ihr Bewenden habe, und gönne seinen Wiesen – jedes Jahr einer anderen – was sie brauchen: **Planierung** und möglichst reiche Zufuhr an neuen **Nahrungstoffen**.

Da werden die Komposte tüchtig erhalten müssen; wenn Holzasche und Jauche vorhanden sind, auch diese. Vom künstlichen Bewässern brauche ich nicht zu reden. In den Hängen und Mulden, deren Aussehen die Schönheit des ganzen Landschaftsbildes so wesentlich beeinflusst, ist es meist unanwendbar. Und Rieselwiesen haben ihre eigene Technik. Sie liegen also nicht mehr im Rahmen dieses Büchleins.

Und nun: **Was** soll ich pflanzen?

Die Frage ist sehr wichtig für die Zukunft des Parkes. Je sachlicher die Wahl, die wir getroffen, sein wird, je vollkommener werden auch die Wunden verheilen, die die Zeit und der Mangel an Verständnis dem alten Landschaftsgarten geschlagen.

Und da erteilt **er selber** wohl die brauchbarsten Winke in seinen wohl- und mehr noch in seinen ungeratenen grossen und kleinen Kindern. Wir brauchen nur die Augen aufzumachen, das gibt uns *eo ipso* die Auswahl.

Es hat gar keinen Sinn, dem Park die Ornamente aufnötigen zu wollen. Ich möchte dringend raten, sich nicht auf Novitäten und Absonderlichkeiten intensiv zu verlegen und die Schwere der Arbeit, also die Wucht der Formen, von der an Ort und Stelle erprobten alten Garde auch weiter zu verlangen. Wir wollen uns durch Schönheit der Bäume blenden lassen und nicht durch schöne Namen im Handelskatalog.

Das darf aber natürlich nicht so verstanden werden, als ob man immer wieder dieselbe Art von Bäumen ein und demselben Standort sollte zumuten dürfen. Der Boden muss sich ausruhen. Nie ganz genau dort pflanzen, wo eben erst ein Baum stand. Und wenn's nicht anders sein kann, dann etwas mit dem alten möglichst wenig verwandtes. Damit soll nun der Wert einer Anzahl von Arten oder auch Varietäten nicht abgeleugnet werden, von denen unsere Eltern noch keine Ahnung hatten. Bevor wir aber wissen, dass ihnen unser Klima und unser Boden zusagt, ist Vorsicht wohl am Platze. Wenn schon gekauft wird, immer **junge Ware** bestellen! Und dann zuerst noch diese ein paar Mal überschulen, um sich kennen zu lernen.

Freilich, das Altbekannte nur darum akzeptieren, weil wir an seinen Anblick nun einmal schon gewohnt sind, wäre der gleiche Fehler von der anderen Seite.

Ich möchte da vor allem vor der Akazie warnen, richtiger der **Robinie**, bei der die guten Seiten: Genügsamkeit und schnelles, meist allzuschnelles Wachstum, vor den schlechten zurückgetreten stehen, alles

zu überwuchern. Die meisten Ulmenarten gedeihen im guten Boden, sie leiden aber manchmal dabei an Blattkrankheiten, die sie unbrauchbar machen. – Durch Brüchigkeit des Holzes und frühes Kopfdürrewerden versündigen sich: **Erlen**, die roten **Rosskastanien**, und alle **Pappelsorten**. Die Erlen überdies noch durch recht unschönen Aufbau, einen Fehler, den leider fast alle Bäume und Sträucher mit **schöngefärbten** oder **essbaren** Früchten zeigen. – Einer der schönsten Bäume der gemässigten Zone hat leider eine Unart, die – im Wald eine Tugend – ihn für den Landschaftsgarten einfach zu einer Pest macht: im Umkreis einer **Esche** verunreinigen nämlich ihre Sämlinge weithin überall das Gelände. Da sie im ersten Jahre schon tiefe Wurzeln haben, sind sie fast unausrottbar. Ebenso macht es aber übrigens die Akazie, die nebstbei wie die Pappel und einige Ulmenarten fröhlich nach allen Seiten Wurzelausläufer treiben, so den Boden verfilzen und was dort zu wachsen ein viel besseres Recht hat, im Entwickeln verhindern.

Aber was will das heissen, dem Unheil gegenüber, das sie, der ausgesprochene Liebling des Parkbanausen, dem Landschaftsgarten zufügt! Die fleissige, die treue, die bescheidene, schöne und – alles zugegeben – die ensetzliche FICHTE!!!

Ich glaube, man kann sagen, es gibt keinen Beginner, der auf sie nicht hereinfällt. Auf sie und ihre Vettern. Das fordert eine Umschau unter den „Koniferen“ den „Nadelbäumen“ also. Beide Namen sind falsch. Wenigstens nicht erschöpfend. „Conus“ bedeutet Kegel, kegelförmiger Zapfen. Beim allerbesten Willen lässt sich die scharlachrote fleischige Eibenbeere für keinen Zapfen halten. Und Thujen und Konsorten ein „Nadelkleid“ zu schenken, ist, sagen wir, ein etwas sehr elastischer Vorgang. Aber lassen wir's gut sein. Der Klang des Namens hat hier weniger zu bedeuten als die Tatsache, dass er auf die Natur der Dinge,

die er botanisch unter ein und denselben Hut bringt, keinen Rückschluss gestattet.

Das **Koniferenkleinzeug**, meist exotischer Abkunft, die Chamaecyparis, Thuja, Taxus, Retinospora-Arten und wie sie alle heissen, das Koniferenkleinzeug ist für den Landschaftsgarten ausserordentlich wertvoll und überall zu brauchen, wo immer ein Bedürfnis nach Helligkeitskontrasten und einer Unterbrechung der weichen Wellenlinien der Laubholzhorizonte eines Parkes sich einstellt.

Die **grossen Nadelbäume** sind ganz im Gegenteil nur mit grösster Vorsicht im Landschaftsgarten brauchbar.

Und dass man diese Vorsicht womöglich ausser Acht lässt und namentlich der **Fichte** einen herrschenden Einfluss nur allzu gern gestattet, **das ist unter den grossen Fehlern der Landschaftsgärten**, vor denen zu warnen ich dieses Büchlein geschrieben, **der fünfte und der grösste!**

Die Versuchung liegt freilich nahe genug. Die Fichte gibt schon mit 4 bis 5 Jahren im Sommer wie im Winter ein gutes Bild; sie lässt sich gern und leicht überpflanzen, ist überall zu haben, hart gegen Wind und Wetter, sehr gesund und genügsam dem Boden gegenüber. Was Wunder, wenn die Leute, die nicht daran gewöhnt sind, die Wachstumsmöglichkeiten im Auge zu behalten, mit wahrem Enthusiasmus nach ihr greifen, sobald es sich irgendwo um irgendeine „Bepflanzung“ handelt, und sie – Bäumchen am Bäumchen – per Quadratmeter eine, nebeneinander setzen!

Durch 10 bis 15 Jahre herrscht auch die helle Freude in Israel. – „Das hab’ ich wieder einmal getroffen!“ denkt der Prophet; dann freilich fängt

er an, sich bekümmert hinterm Ohr zu kratzen. Natürlich ahnt er ja gar nicht, dass nichts so lichtbedürftig ist wie die Nadelhölzer, und dass unsere schönen Pinus- und Abiesarten dort, wo sie ihre Äste einmal verloren haben, **nie wieder neue treiben**. – Er lässt die rettende Hecke, hinterm Ofen verrostet. Die Fichten aber wachsen einander unerbittlich gegenseitig zu Schanden...

Die grossen Koniferen sind nur als Solitäre in einem Park verwendbar:

Mitten drin in der Wiese, einsam auf sonniger Höhe, streng gemieden von allem, was sonst den Park bevölkert. Mit jeder ausländischen Gross-Konifere, die wir dem Parke einverleiben, muss eine inländische aus ihm gestrichen werden. Es wäre denn, sie hätte weiter nichts als ein kurzes Provisorium zu bilden. Das bringt uns auf die dritte und zugleich auf die letzte, den Vorgang einer Pflanzung untersuchende Frage, nämlich:

C.

WO soll ich pflanzen?

Wer mir bisher gefolgt ist, wird, denke ich, die Antwort sich selber geben können: Mit Einhaltung der Regel: „**zwölf Schritt Distanz vom Wege**“ – dort, wo im Park sich Lücken unschön bemerkbar machen. Das trifft denn auch die Nägel in der Tat auf die Köpfe. Ein paar Erläuterungen scheinen mir aber trotzdem nicht nur nicht überflüssig, sondern im Interesse der Harmonie des Kunstwerks, wie der Park eines sein soll, unumgänglich vonnöten.

1.

Nicht überall, wo etwa ein Baum beseitigt worden, muss oder darf ein neuer an seine Stelle treten.

Ein Baum derselben Gattung muss streng vermieden werden, es wäre denn, man könnte dem ganzen Raum, in welchem der alte seine Wurzeln entsendet hatte, **neuen**, guten Nährboden geben. Das wird selten der Fall sein. Unterbleibe es, käme der Nachfolger ganz sicher schlecht oder gar nicht weiter. Ist Dir an der Erhaltung gerade dieser Gattung genau an dieser Stelle aber sehr viel gelegen, dann bleibt nichts anderes übrig, als den Baum so zu fällen, dass er im nächsten Frühjahr aus dem Stock wieder austreibt. Das geht natürlich nur bei noch einigermaßen lebensfreudigen Bäumen und **nie bei Koniferen!**

Überdies ist der Ausdruck missverständlich genug. Das Bleiben eines „Stockes“ wäre ein grosser Fehler, weil dann die neuen Triebe aus ihm heraus erfolgen, statt direkt aus dem Boden. Dieser Modus des Fällens ist nur dann ganz entsprechend, will man, ohne den Standort wiederum zu besetzen, einfach den Baum vertilgen, aber die Zeit ersparen, die ein ganz rationelles Beseitigen der Wurzeln in Anspruch nehmen würde. Die Triebe, die „Stocke“ hinterher noch den entwachsen, sind sehr leicht zu entfernen, oft genügt schon ein Fußtritt, der freilich ein paar Jahre wiederholt werden müsste, bis der Stock wirklich tot ist.

Soll aber aus dem alten Veteranen ein neues, lebenskräftiges Bäumchen herangezogen werden, ist er **in gleicher Höhe mit dem Boden** zu fällen, und etwaiges Restholz noch derart zu entfernen, dass von ihm für das Auge überhaupt keine Spur bleibt. Im nächsten Sommer lässt man dann das ganze Gewimmel, das dem Boden aufschiesst, ruhig wachsen und sucht sich im übernächsten Frühling erst den besten heraus,

dem zuliebe natürlich alle seine Geschwister vernichtet werden müssen.

Ich möchte aber raten, sich die Frage zu stellen, ob's nicht **noch schöner wäre, die Stelle leer zu lassen?**

Die Konjunktur verlangt ja, damit dem Parkcharakter Rechnung getragen werde, vielleicht gerade hier eine deutliche Lücke, wo ringsum unterdessen manches herangereift ist, was fünfzig Jahre früher entweder überhaupt nicht, oder anders gewesen.

Und diese Lücke lässt sich nach Belieben verschönern: Wenn Dir die grüne Matte nicht genügt, nun, Du kannst ja mit Hilfe bunt gefärbter perennierender Stauden den anmutigsten Wechsel der Szenerie erzielen, Effekte, wie der Forstmann sie, ohne es zu wollen, auf den Blößen des Waldes hin und wieder herbeiführt, nur mit dem Unterschiede, dass sie sich hier im Parke nicht schon in ein paar Jahren in Stangelholz verwandeln.

2.

„**Zwölf Schritt Distanz vom Wege**“ ist eine gute Regel. Wie jede Regel aber wird sie Ausnahmen haben und sich gefallen lassen.

Der Leser wird sich längst schon in seinem Herzen denken: Das ist alles recht gut mit dem „Ellbogenraume“, der „Sichtbarkeit des Schönen“ und den fehlenden „Tiefen“. Aber wo bleibt der **Schatten**, wenn mir der **Schattenspende** wie ein Verbrecher ausweicht?

Die Frage ist am Platze und muss gewürdigt werden. Nicht, als ob jene Bäume die weit genug entfernt sind, dass sie von auf dem Wege lustwandelnden Besuchern bewundert werden können, überhaupt

keinen Schatten, sofern sie gross genug sind, zu gewähren vermöchten. Aber man will im Sommer auch in den Mittagsstunden sich im Freien bewegen, und wenn der Park nicht etwa ganze Waldstrecken einschliesst, sind da zu diesem Zwecke besonders angepflanzte Schattenbäume vonnöten.

Wir können sie entweder als „ALLEE“ **doppelseitig**, oder **einseitig** pflanzen.

Die „**Allee**“ unterscheidet sich von der „Avenue“ durch die engere Stellung – 10 m im Quadrat ist das beste Verhältnis, so dass auf 100 m zwanzig Bäume entfallen und der Raum zwischen ihnen breit genug ist, zwei Wagen sich begegnen zu lassen. Man kann auch dichter pflanzen, doppelt so dicht, dann darf man nach zehn bis zwanzig Jahren aber ja nicht versäumen, die Hälfte auszumerzen, will man gesunde, also recht langlebige Bäume und nicht Krakeeler haben, die einander beständig in die Haare geraten.

Die Pflege ist sehr einfach und darf auf die Entfernung der Äste sich beschränken, die etwa bis zur Höhe von vier oder fünf Metern in den Weg hinein wollen. Weiter oben gestattet man dann das Überwölben und kann auf diese Weise sich Laubgänge schaffen, die nicht nur kühl und dunkel, sondern auch schön sein werden, wenn man die richtigen Bäume, und zwar am besten Eichen, weisse Kastanien, Linden oder Ahorne, auswählt und ein recht ausgiebiges **Freihalten beider Flanken** sich angelegen sein lässt.

Eine gewisse Steifheit wird der Allee natürlich immer anhaften bleiben, ein Fehler, der dem Wege, den nur auf **einer Seite** Schattenbäume begleiten, wenn's nur richtig gemacht wird, aber vollständig abgeht.

Voraussetzung ist freilich unebenes Gelände und die Führung des Weges, dem Nivellement entsprechend, in die Mulde hinein, um den Rücken herum, schlangenartig sich windend. Der **Berg** gewährt den Schatten einerseits und die **Bäume** ihn von der anderen Seite, die **Bäume**, die wir, ohne immer derselben Sorte einen Vorzug zu geben, regellos, wie's gerade passt, den Weg entlang platzieren. Die schwachwüchsigen dürfen näher heran – die anderen (Trauerweiden z.B.) werden weiteren Spielraum, als nur die orthodoxen zehn, zwölf Meter verlangen.

Das wirkt nicht allein prachtvoll, namentlich, wenn der Weg sich an einem möglichst grossen See oder Teich hinzieht, sondern der tiefe Schatten der frei und unbehelligt sich ausbildenden Bäume ist ein ganz idealer, ihr Laubwerk undurchdringlich für Sonnenschein und Regen, und wenn wir nur so klug sind, die Lehre, die sie geben, uns zu Herzen zu nehmen, haben wir ausserdem noch hier das klassische Vorbild, wie wir es machen sollen, **um unliebsame Dinge dem Auge zu verbergen**.

3.

Wenn Laub die Sonnenstrahlen nicht hereinlässt, dann lässt es sie natürlicherweise auch nicht heraus. Das zeigt uns, was wir anstreben sollen. Mit dem **Verbergen** aber wurde und wird beständig arger Unfug getrieben. Ich kenne Parks, in welchen bei jeder Wegekrümmung ein neues Vorgebirge von Gehölzen sich einschleibt, als ob im Hintergrunde nur Scheusslichkeiten wären. Gibt man sich nun die Mühe nachzusehen, dann entdeckt man bisweilen Perspektiven aller Art, grüne Wälder, Wasserspiegel, mitunter, ja gewiss, auch Gebäude oder Gebäudeteile von malerischer Wirkung, kurz eine Menge Dinge, deren Sichtbarkeit wahrlich für den Park keine Schande und nur ein Mittel wäre, das Gefühl der Beengung nicht aufkommen zu lassen, das einem in Gehegen sonst bisweilen aufs Herz fällt.

Sonderbar, jene Leute, die sich in dem Verlangen, innerhalb ihres Parkes kein Plätzchen „leer“ zu lassen, gar nicht genug tun können, das Einzige, was wirklich in einem Landschaftsgarten nie gesehen werden sollte: seine Umfassungsmauer, lässt sie entweder kahl oder, wenn es sie wirklich etwas zu tun veranlasst, dann ist das ausgerechnet ganz gewiss das Verkehrte.

Das Material, nach dem sie mit Begeisterung greifen, ist natürlich die **Fichte**.

Wenn diese (selbstverständlich) ihr Unvermögen sehr bald dann – *ad oculos* – nachweist, versucht man erst die Lücken zwischen den Fichtenstangen noch dadurch auszufüllen, dass man entweder wieder Koniferen – am liebsten, das versteht sich von selber, kleine Fichten! – davorstellt, oder Laubhölzer einmischt, und da weder das eine noch das andere dem Übel abzuhelfen sich eignet, gibt man schliesslich entmutigt die Sache auf und trachtet, wie es eben gehen will, recht oder schlecht sich zu trösten. Die Welt ist rund und wird wohl um dieses Schandflecks willen, den sie in Landschaftsgärten ohnehin schon gewohnt ist, auch nicht viereckig werden...

Nein, guter Freund, so haben wir denn doch nicht gewettet.

Meine Predigt ist aus.

Jetzt kommt der Ernst des Lebens erst wirklich an die Reihe. Und da tust Du am besten, wie ich mir schon am Ende meines ersten Kapitels zu bemerken erlaubte, Deine Hände gerade an die Wunde zu legen, die lauter als alles andere Dich um Abhilfe bietet.

Das Erste, was Du tun musst, wird sein: den Weg verlegen.

Wenn Geizen mit dem Raume im Landschaftsgarten immer einen Fehler bedeutet, hier ist es ganz verderblich und offenbar ein Irrtum zu glauben, dass ein kleiner Park dadurch grösser werde, je näher der Besucher an die Grenzen gebracht wird.

Das Gegenteil ist richtig.

Er wird dadurch nur kleiner, weil niemand seine Gäste dorthin zu führen Lust hat, wo sie merken, hier habe die Geschichte ein Ende. – Stimmung im Park ist alles. Sich eingesperrt zu fühlen, ist ja auch eine Stimmung, aber doch nicht die rechte.

Etwas verstecken können nur reich belaubte **Bäume**, nur solche Bäume also, welche **auf allen Seiten** dem belebenden Licht freien Zutritt gewähren. Hält man die Dimensionen eines richtigen Baumes sich vor Augen, ergibt sich als Minimum des Abstandes von dem äussersten Wege bis zur Umfassungsmauer eines Parks: **dreissig Schritte**. Und ist aus irgendeinem, immer denkbaren Grunde diese Distanz nicht haltbar, dann muss man auf den Beistand grosser Bäume verzichten und sich auf andere Weise zu behelfen versuchen.

Die Mauer einzureissen, was das Einfachste wäre, ist ja leider gewöhnlich vollkommen ausgeschlossen. Und wer sich im Besitz einer tüchtigen, hohen, mit Glasscherben gespickten steinernen Wand befindet, die alles zweibeinige und vierbeinige Raubzeug von seinem Parke abhält, der danke Gott und Sorge treu für ihre Erhaltung. Sie wird ihm ganz gewiss noch manchen Kummer ersparen, den einen ausgenommen, dass sie immer zu sehen ist.

Unter Umständen gibt es ja allerdings ein Mittel, die Illusion zu wahren und doch den Zweck der Mauer nicht ausser Acht zu lassen, und dieses Mittel ist das Verschütten des Raumes zwischen ihr und dem Wege, also die umgestaltung dieses Raumes in eine langgestreckte **Terrasse**. Das lässt sich aber immer nur in dem Falle machen, wenn das Niveau des Weges höher liegt als die Mauer, und eine hübsche Aussicht darüber hinweg sich bietet.

Wo das beides nicht zutrifft, bleibt nur das eine übrig:
Die Verwendung von **Buschwerk** oder **stützbaren Bäumen**.

Unmittelbar am Wege stehende Mauern werden nicht einmal das gestatten und können höchstens etwa durch rankende Gewächse (wilden Wein oder Epheu) erträglich gemacht werden.

Wo **Platz** ist für Gebüsche, pflanze man diese gleich weit ab sowohl von der Mauer wie vom Wege und lasse sie ihnen dann auch später niemals zu nahe kommen: Keine Tiefen! gilt nicht nur für die Riesen des Parkes. Auch den Sträuchern und Stauden ist es Lebensbedürfnis, **Licht** und **Luft** zu geniessen. Man unterdrücke also ohne Nachsicht die Neigung gerade unserer besten Ziergehölze, des Flieders, des Pfeifenstrauchs, der Eibe, der Cornus, der Spiraea- und Evonymus-Arten, durch Ausläufer sich immer weiter ins Land zu schieben.

Von Bäumen ist nur einer auf die Dauer geeignet in einer solchen Enge seine Pflicht zu erfüllen: der **Feldahorn**, der nicht nur beinahe überall fortkommt, sondern auch wie kein anderer für sachgemässes Stutzen seine Dankbarkeit ausdrückt durch seine reichlich dichte, im Sommer wie im Spätherbst schön gefärbte Belaubung.

Aber was nützt das alles! Wenn hier die Schere mitspielt, gibt alles, was wir machen, doch immer nur den Eindruck einer mehr oder minder eingestandenen Hecke. Den süßen Wahn der Freiheit können in uns nur Bäume erwecken und erhalten, die – selber unbehelligt die Riesenglieder dehnend – die Idee der Beschränkung gar nicht aufkommen lassen. Und dazu darf man ihnen den Raum nicht vorenthalten.

Wenn wir Glück haben, ist da überhaupt **keine neue Wegeanlage nötig**. Vielleicht besteht schon eine Pulsader des Verkehrs in richtiger Entfernung von den Grenzen der Parkes. Dann genügt es, den anderen, zu nahe gelegenen Weg kurzerhand zu kassieren und auf dem Zwischenraum die Wachstumsmöglichkeiten keinen Augenblick mehr aus den Augen zu lassen.

Muss alles neu sein, rate ich zu folgendem Vorgang: Den Weg nicht parallel mit der Parkmauer führen, die in den meisten Fällen gerade Linien einhält; in Schlangenlinien also, die wir nötigenfalls durch Abgrabungen oder Aufschüttungen des Erdreiches zu motivieren wissen. Näher als 30 Meter darf aber keine Kurve – das ist streng zu beachten – an die Mauer herangehen. Nun handelt es sich darum, den Standort jener Bäume zu ermitteln, die später das Renommee des Parkes als eines schrankenlosen Paradieses zu wahren die Ehre haben werden.

Man zieht zu diesem Zwecke sich zwei Begrenzungslinien, die eine auf 10 Meter von der Mauer sich haltend, die andere in der gleichen Entfernung von dem Wege, und **dazwischen verteilt man nun seine Bäume** derart, dass sie beiläufig einen ebenso grossen Abstand voneinander (10 m nach allen Seiten) haben.

Das ist Zukunftsmusik! In dreissig Jahren wird das ohne Zweifel ganz hübsch sein. Wir wollen aber nicht, wie der König Jérôme, morgen erst, nein, wir wollen heute schon eine Freude. Einen lustigen Eindruck aber kann diese allzu sporadische Besetzung doch wahrhaftig nicht machen!

Nun, nun, ein bisschen Warten ist noch lange kein Unglück. Ich gebe aber zu, heute hat die Geschichte eine hungrige Miene. Und – ja, es gibt ein Mittel, sich den Anblick der Mauer gleich jetzt schon zu ersparen, und dieses Mittel ist: **zwischendurch in die Lücken** – mit Freihaltung des Streifens von 10 Meter am Wege – Koniferen zu setzen. Am besten ist, erschrick nicht! Ballenpflanzung von Fichten von gut 1 Meter Höhe, auf keinen Fall nimm Laubholz, das, weggehackt, beständig wieder austreiben würde.

Weghacken aber musst Du! Erbarmungslos, und wenn Dir auch das Herz dabei blutet, sobald Du merkst, die Eichen oder Buchen geraten mit diesen Lückenbüssern in zu nahe Berührung. Den kleinen Kummer wirst Du über der grossen Freude, die Dir die legitimen Sprösslinge Deiner Parkkunst bereiten werden, sicher augenblicklich verschmerzen.

Einer Freude, von welcher die kurzichtigen Leute, die immer noch den Mann mit der „malenden“ Hacke als ihren Feind betrachten, keine Vorstellung haben. Einer Freude, die zunimmt mit jedem neuen Frühling. Einer ehrlichen, reinen, besser machenden Freude, zu der ich dir ein Leben von hundert Jahren wünsche!

Und nun, Adieu, mein lieber und aufmerksamer Leser.

Ich bin zu alt, dass ich mir Hoffnung machen könnte, noch einmal über Parkkunst mit dir plaudern zu dürfen. Bevor wir voneinander für's Leben

Abschied nehmen, möchte ich die fünf Fehler kurz rekapitulieren, die unsere Landschaftsgärten entstellen und uns hindern, sie herzlich zu geniessen.

FEHLER

- Der erste ist: das gedankenlose **bergauf-**
und dann gleich wieder **bergabführen der Wege**.
Der zweite sind: die Bäume, viel zu nahe am **Wegrand**.
Der dritte sind: die „**Tiefen**“.
Der vierte sind: die „**Stümpfe**“.
Der fünfte sind: die „**Fichten**“.

Meide sie und Dein Park wird nicht nur **schön sein**, er wird auch, solange Du nicht wieder in sie zurückfällst, immer seine Schönheit behalten, auch wenn

*Du nicht gewillt bist, grosse Opfer zu bringen.
Hindere die Natur nicht, schön zu bleiben, dann bleibt sie's.
Da will ich Dir als Letztes meine Hand darauf geben.*

HORTUS HISTORIA

www.arboram.cz

a.m.svoboda@seznam.cz

Průhonice 252 43

Alej Silva Tarouca

H O R T U S H I S T O R I A

SILVA TAROUCA FRANTIŠEK JOSEF II.
1858-1936 Čechy pod Kosířem

O PARKU	1894
ROD SILVA-TAROUCA V RAKOUSKU	1899
PULCHERITO – O KRÁSNU	1936

SILVA TAROUCA ARNOŠT EMANUEL
1860-1936 Průhonice

PARKY RAKOUSKA – PRŮHONICE	1909
PARK V PRŮHONICÍCH	
– DENDROLOGICKÁ ZAHRADA	1926
O MÉM PARKU	1936